



die Leiden der Liebe.

Aus einer Handschrift des Oberpriesters zu Paphos.



V. d. B. v. d. L. v. d. T. v. d. L.

Berlin 1795.

bei Oehmigke dem Jüngeren.

Kosde arm.

[Fleisher, Christian
Gottfried]

Goe 518 (1/2)

Die
Feier der Liebe.

Erster Theil.

L. 211

Das vorstehende Titellkupfer.

Ein Gemählde nach Jacobi.

Im Schoofse der Natur lebten die Bewohner der Insel *Cypern*, als die junge Liebesgöttin, ihrer eigenen Gottheit sich noch unbewußt, als ein gutes unschuldiges Mädchen zu ihnen kam. Die Schönen der Insel nahmen die Unerkannte gastfreundlich auf, lernten in ihrem Umgange neuen Liebreiz und wurden bald die trauten Freundinnen der Begleiterinnen der Venus, der *Grazien*; sie wurden bald so lieblich in allem was sie thaten, wie diese drei gutherzige, freundliche

Kinder; die, — sie mochten sich ins Gras lagern, oder über die Wiese laufen, oder reden, oder singen, oder eine Freundin umarmen, oder den Einen Jüngling anlächeln, dem Andern entfliehen, oder zum Feste sich anputzen; immer lieblich waren, ohne daß sie es selbst wußten, und doch hätte man aus ihren Handlungen ein Lehrbuch der Grazien zusammensetzen können.

Lange hatte sich bei diesem glücklichen Volke das Andenken und die Verehrung der *Venus* und ihrer *Huldgöttinnen* in ihrer ersten Einfalt erhalten. Lauter Haine, statt Tempel; Altäre von Rasen, ein wenig Milch und Honig aus hölzernen Opfergefäßen darauf gegossen; Tänze, wie jedes Hirtenmädchen sie tanzen kann; Gesänge, ohne Kunst, aber zugleich ein keusches Gewand, ein bescheidener Haarputz, die Farbe der

Schamhaftigkeit, sittsame Blicke, der leise Ton einer Jungfrau, der Gang einer Priesterin, die etwas Heiliges trägt, kurz, das ganze liebliche Wesen der *Grazien*. —

Nun aber waren die Einwohner von Cypren nicht mehr jenes glückliche Volk. Sie bauten der Liebesgöttin große Tempel, prächtige Altäre, kamen in kostbarem Schmuck und wendeten viel auf Opfer. Aber in den großen Tempeln kein Auge mehr, welches ruhig den Himmel sah; keine Thräne der Liebe! Mädchen und Jünglinge verlangten von der Göttin nichts, als Küsse; von den *Grazien* nichts, als äußere Lieblichkeit, süße Gespräche, lockende Winke, gefälligen Putz, und Anmuth in den nachlässigsten Bewegungen ihrer Glieder. —

Bei den cyprischen Schönen machte jetzt nicht mehr die Bescheidenheit ihr

Glück, denn sie schrieben sie auf ein Gefühl von Schwäche. Wer sich fühlt, sagten sie, der weiß zu fordern; seine Kraft macht ihr ungestüm; er wird dringend und denn ist unser Beruf nachzugeben. Oft mußte der bescheidene Jüngling Jahre lang um einen Kuß seufzen, wenn sie dem, der auf die rechte Art, und unter günstigen Umständen zu verlangen weiß, am ersten Tage der Bekanntschaft ihre Umarmung nicht verweigerten. —

Nicht weit von der Stadt *Paphos* lag ein Hügel ganz mit Rosen bedeckt; hier versammelte sich jährlich aus der benachbarten Gegend die Jugend, das Rosenfest zu feiern.

Jünglinge und Mädchen überließen sich dem ausgelassensten Vergnügen. Hier entwandt ein Jüngling aus den Haaren oder von dem Busen des Mäd-

chens eine Rose, dort raubt er ihr, in wollüstige Tänze verschlungen einen Kuß, alles mit einer Amnuth, daß jede Schöne die Kühnheit des Losen mit einem schalhaften Lächeln entschuldigt. Nur *Amintor*, ein Jüngling von feinerer Empfindung, findet an diesen muthwilligen Vergnügungen keinen Gefallen. —

Amintor verläßt den Tanz, und gelangt unvermerkt an einen jenseits des Rosenhügels gelegenen Hain, der alt und verwildert von Niemanden besucht wurde. Er hatte schon oft gehört, die *Grazien* und *Musen* hätten einst diesen Hain geliebt, ihre Tänze darin gehalten, ihre Lieder darin gesungen; aber jetzt wär er von ihnen gänzlich verlassen. Heftiger als jemals war jetzt sein Verlangen in diesem Gehölze Spuren von jenen Göttern aufzufinden.

Den Eingang des Hains bewachte das verstümmelte Bild einer fast ganz unkenntlich gewordenen *Muse*. Zur Noth entdeckte man eine Flöte in ihrer Hand und einen Mirtenzweig um ihre Stirne. *Amintor* dringt in die tiefste Waldung. Er kommt an ein kleines Thal, von wildem Rosengebüsch bewachsen, über welches hohe Bäume Schatten und Kühle verbreiten. Hier erblickt er einen Altar von Rasen und eine ziemlich unbeschädigte Bildsäule von Holz. Es war die Bildsäule der *Liebesgöttin*, mit den rechten Arm auf eine Grazie gelehnt. Ein rohes Werk, wobei *Amintor* die höchste Ehrfurcht und Zufriedenheit mit der Einfalt des alten Gottesdienstes empfand; ein Werk, worüber der Künstler, wenn er nur mit den Händen arbeitet, lachen muß; worin aber hoher Geist verborgen, und für den

zu finden ist, welcher hohen Geist zu finden vermag. —

In dem Auge der *Venus*, befriedigte Zärtlichkeit, seliges Wohlwollen, das sich andern mittheilen *will*, und mittheilt. Ihre Stellung ruhig und edel. In dem Schleier der *Grazie* keine wolüstige Falte. Nichts üppiges in ihren Haarlocken, zwei Rosenknospen ihr ganzer Putz. Ein wenig vor sich hingebengt, schlug sie die Augen nieder, als ob der Antrag, ihre Göttin verschönern zu sollen, sie beschämte. *Das ist sie!* rief *Amintor*, und kniete vor dem Altar. —

Seitdem *Amintor* den heiligen Ort gesehen hatte, ward es ihm noch schwerer sich mit dem Opfergepränge der Göttin auszusöhnen. Ueberall war ihm die bescheidene *Venus* des Hains, mit der schamhaften *Grazie* gegenwärtig. Zwi-

schen *Liebesgöttinnen* von schmachtenden Blicken und wollüstiger Stellung, zwischen *Grazien* mit schalkhaften Lächeln, mit Ueppigkeit um sie her geworfenen Blumenketten, zwischen den prachtvollsten Marmorbildern und den Altären von Gold lag er im Geiste beständig vor dem heiligen Rasen und vor dem hölzernen Bilde seiner Gottheit, der einzigen, deren Strahl er aufzufangen für Seligkeit achtete.

Die Zeit der Rosenblüthe kam zurück. Gesang und Flötenspiel lockten *Amintor* wieder auf den Hügel. Aber bei den Reihen der Mädchen, welche mit ihm zum Opfer gingen, blieb er kalt. Er sah dann und wann unter ihnen sich um, ob er keinen Blick finden könnte, welcher den Götterblicken im Hain zu vergleichen wäre. Aber da fand sich keiner.

Endlich an einen von den Rosenfesten zog ein Mädchen die Aufmerksamkeit des Jünglings an sich. Das Mädchen hatte sich besonders gelagert, und suchte die kleinsten Rosenknospen und steckte zwei davon ins Haar, und eine an den Busen. Es schien zu merken, daß an seinem Busen die Blume schöner wurde, und schlug die Augen nieder, als wär es beschämt, eine Rose verschönern zu wollen. Dies war die *Grazie* des *Amintors*.

Die kleine Schöne richtete sich auf, sah den Jüngling und wurde roth. Der Blick des Jünglings fiel auf die zwei Rosenknospen im Haar, aber nicht auf die dritte. Dennoch schaut er mit einer gewissen Furchtsamkeit in das Auge, das eben beschämt niedergesehen hatte. Die kleine *Grazie* lächelte. Niemals hatte sie zu einem Jüngling ein solches

Zutrauen, gefühlt. Indem stimmte man den großen Lobgesang an; das Fest war geendigt; das Mädchen mußte sich mit seinen Gefährten wegbegeben. Es war aus *Paphos* und hieß *Laidion*.

Venus im Hain, mit ihrer *Grazie*; und nun ein sterbliches Mädchen, welches der letztern ähnlich war? — *Amin-
tor* wurde traurig. Oft ging er in das alte Gehölz, allein die Göttinnen konnten ihn nicht anlächeln, wie das Mädchen aus *Paphos*.

Ein langes Jahr schlich vorbei. Das Rosenfest kehrte zurück, und mit ihm die Mädchen aus *Paphos*. Auch *Amin-
tor* eilt auf dem Hügel, um das bescheidene Mädchen aus *Paphos* zu sehen. Aber *Laidion* war nicht unter den tanzenden Reihen. — Traurig entfernt sich *Amin-
tor* und richtet seinen Weg nach dem alten Hain, um beim

Anblick seiner Göttin den Schmerz seiner Seele zu lindern. — Und da er sich der Göttin nähete, sah er sie schon von einer weiblichen Gestalt umfaßt; sogleich erkannte er in ihr das schöne Mädchen aus Paphos. *Du hier, Laidion? ich suchte dich auf dem Hügel unter den tanzenden Reihen! — „Schon dreimal begleitete ich am Rosenfeste meinen Bruder hierher, der nun seit sechs Monden nicht mehr ist, sprach das überraschte Mädchen; jetzt nahm ich diese treue Sklavin zu meiner Begleiterin mit; ich wollte nicht auf dem Rosenhügel bleiben; ich hätte mich der Verwegenheit unserer Jünglinge Preis geben müssen, und thäte ich dies, würdest du mich dann noch suchen, edler Jüngling?“ — Die Gottheit der Grazien ist in deiner Seele, sie redet von deinen Lippen, versetzte*

Amintor; wir wollen zusammen deinen Kranz aufhängen; „das wollen wir, versetzte mit himmlischer Freundlichkeit, Laidion.“

Aber, Laidion! kennst du keinen Jüngling in Paphos, der dich glücklicher machen kann, als ich? — „keinen! bei dem Altar des Venus, welchen ich jetzt berühre.“ — So darfst du auch, bei dem Altar der Venus, welchen du eben berührt hast, mir in ihrem und ihrer Gespielin Angesichte, den ersten Kufs geben; den letzten geben wir uns, wenn wir sterben. — Laidion gab Amintor den ersten Kufs. Beide knieten nieder, und Thränen heiliger Liebe benetzten die Stufen des Rasenaltars, und die Zedern rätschten felerlicher, und die Quelle rieselte sanfter zwischen den Felsen.

*Dichtungen der Griechen über
den Ursprung und die Eigen-
schaften der Liebe.*

Schon die graue Dämmerung der griechischen Urwelt und ihre alles personificirenden, alles vergötternden, überall Gottheit-ahnenden Dichter und Mythographen, liefern uns in der reinsten Einfalt wahrhaften Menschensinns, die schönen Dichtungen eines *Hesiods*, von dem nach dem Chaos zunächst ins Daseyn gekommenen Amor,

eines *Parmenides*, von dem unter allen Göttern erst erschaffenen Eros, und viele andere, die der von den höchsten Idealen der Schönheit und Liebe begeisterte *Plato* in einem so reizenden, philosophischen Gewande, mit einer so reichen und wahrhaften, die feinsten Empfindungen auflösenden Phantasie, darstellt, daß ich meine Leser in die heiligen Mysterien dieser von der Milbe bis zum Seraph alles in Harmonie umfassenden Gottheit nicht besser einweihen kann, als wenn ich sie zuvörderst mit einigen Mythen aus dem Gastmahl dieses *Unsterblichen* *) bekannt mache.

Nachdem alle Gäste des *Plato* die Liebe gepriesen und seelig gesprochen hatten, kommt die Reihe zuletzt an den *Sokrates*, der nach einer kurzen Berichtigung der Rede des *Agathons*, das, was ihm seine geliebte

*) Nach der Uebersetzung in der neuen *Thalia*.

Diotima über die Schöpfungsgeschichte der Liebe gesagt hatte, vorträgt, und also beginnt:

„An dem Tage, da Venus geboren ward, hielten die Götter ein Freudenfest. Unter ihnen befand sich auch *Porus* (der Ueberfluß) der Sohn der *Metis* (der Klugheit). Nach der Mahlzeit erschien *Penia* (die Dürftigkeit) an den Thüren, in der Hoffnung, unter dem allgemeinen Wohlleben auch etwas für sich zu erhaschen. *Porus*, berauscht im Nectar, ging in den Garten des Jupiters, legte sich unter ein schattiges Gebüsch und fiel in einen tiefen Schlaf.“

„Lange hatte schon *Penia* den Wunsch bei sich genährt, einen Sohn von *Porus* zu haben, um durch diesen gegen das Elend geschützt zu werden. Jetzt benutzte sie die Gelegenheit; furchtsam und zitternd zwar legte sie sich an die Seite des Gottes; aber bald weckte ihr zärtliches Kosen den

Schlafenden, und *Penia* ward schwanger vom *Porus*.“

„Den scharfen Blicken der Götter entging dies Abenteuer nicht; sie sind alle in gespannter Erwartung, wie das Kind von zwei so verschiedenen Aeltern beschaffen seyn könnte. Endlich gebahr *Penia* einen Sohn, *Amor* genannt, der am Geburtsfeste der *Venus* gezeugt, nachher auch zu ihrem Dienste bestimmt, und ein Freund des Schönen ward, weil seine Gebieterin schön ist.“

„Kaum wächst der junge *Amor* heran, als man schon die von seinen Aeltern ererbten Eigenschaften in ihm erblickt. Als Sohn der *Penia* ist er immer arm, weder fein gebildet noch schön, sondern rauh und unrein; ist scheu und furchtsam; singt vor den Thüren, schläft auf dem Boden, auf den Straßsen, unter freiem Himmel, stets vom Mangel begleitet.“

„Als Sohn des *Porus* und Enkel der *Me-
tis* ist er leidenschaftlich für alles Gute und
Schöne, tapfer, kühn, unternehmend, ein
gewaltiger Jäger, ränkesüchtig, wissbegie-
rig, ersfinderisch im Besiegen einer Schwie-
rigkeit; Philosoph in allem, was er be-
ginnt; ein gefährlicher Schwarzkünstler,
Zauberer und Sophist.“

„Vermöge seiner *Natur* gehört er weder
zu den Unsterblichen noch Sterblichen. Er
stirbt oft an eben dem Tage, an dem er den
höchsten Gipfel seines Glücks erreicht.
Aber als der Sohn des *Porus* lebt er immer
von neuem wieder auf. Was er erwirbt,
zerrinnt im Augenblicke wieder. Daher ist
er niemals ganz arm, aber auch niemals
reich.“

„Amor ist ein Freund des Schönen, er
muß folglich auch ein Freund der Weisheit
seyn. Als Freund der Weisheit aber muß
er zwischen dem Weisen und dem Unwis-

senden in der Mitte stehen. Auch dies läßt sich aus seinem Ursprunge erklären, weil er nämlich einen weisen und reichen Vater, aber eine dürftige und geistesarme Mutter hatte.“

In dieser gedankenreichen, die Natur der Liebe in allen ihren Modifikationen auf-fassenden Mythe, erzeugt Schönheit die Liebe, und die Liebe ist wechselsweise stolz und demüthig, fröhlich und traurig, zutraulich und eifersüchtig.

In einer andern nicht minder schönen Dichtung läßt *Plato* den *Aristophanes* den Ursprung der Liebe erzählen. „Ehemals war unsere Natur ganz anders, als jetzt. Damals gab es nicht blos Männer und Weiber, wie jetzt, sondern noch ein drittes Geschlecht, das Zwittergeschlecht, das zwar nicht mehr selbst vorhanden ist, von dem aber doch der Name noch als ein Spottname existirt. Diese Menschenrace hatte

eine völlig runde Form, Nacken und Rücken ringsherum, vier Hände und eben so viel Füße; zwei Gesichter, einander ganz ähnlich auf dem runden Nacken die an Einem Kopf in grade entgegenschender Richtung standen; vier Ohren, doppelte Geschlechtstheile, und so weiter alles, wie man sich leicht denken kann. Uebrigens gingen sie aufrecht wie wir, und konnten sich frei nach allen Seiten hin bewegen. Um recht schnell an einen Ort zu kommen, machten sie es wie die Springer, die sich auf ihre Hände werfen und mit ihren Füßen ein Rad über den Kopf schlagen; und es ging um so schneller bei ihnen, da sie acht Glieder dazu brauchen konnten.“

„Nun können wir uns das Daseyn dieses dreifachen Geschlechts daher erklären, weil das männliche Geschlecht aus der Sonne, das weibliche aus der Erde, das Zwittergeschlecht aus dem Monde, der auch ein

Zwitter von jenen beiden ist, seinen Ursprung hatte. Kreisförmig, wie ihre Stammäcclern, war auch ihre Gestalt und ihr Gang.

„Das Gefühl ihrer Stärke und Kraft machte sie endlich so verwegen, daß sie die Götter selbst angriffen. Nun berathschlagte sich Zeys mit den andern Göttern, was bei diesem Handel zu thun wäre. Lange waren sie ganz unschlüssig: diese Menschen zu tödten und ihr Geschlecht wie die Giganten mit dem Blitz zu vernichten, — das ging doch nicht so; denn wo wären dann die Opfer und der ganze Gottesdienst geblieben. Und doch eine solche Ungezogenheit zu dulden, das war ihnen auch wieder nicht anständig. Sie besannen sich also lange hin und her. Endlich fing Jupiter an: Ich glaube mir geht ein Licht auf! Ja, so können wirs machen. Ich will ihrem Muthwillen schon die Flä-

gel beschneiden, ohne dafs es nöthig seyn soll, sie ganz zu vertilgen. Ich werde sie von oben herunter in zwei Hälften zerschneiden. Dadurch machen wir sie nicht nur zahmer, sondern erhalten auch oben drein den Vortheil, dafs uns ihrer zwei gerade noch einmal so viel opfern werden. So können sie dann auch immer auf zwei Beinen aufrecht herum gehen. Werden sie aber alsdann noch nicht Ruhe halten, so spalte ich sie noch einmal, dann mögen sie sehen, wie sie auf einem Beine herum hüpfen.“

„Sogleich fing er nun an, die Menschen nach einander jeden in zwei Hälften zu spalten, wie die Köche Arlesbeere zum Einmachen zerschneiden, oder Eier mit Haaren zertheilen. So oft einer nun auf diese Art halbtirt war, mußte ihm Apollo das Gesicht und den halbirtten Nacken vorne nach dem Schnitt zu drehen, damit sie fleißig an das

Zerschneiden erinnert und dadurch bescheidenet werden möchten. War dieses geschehen, so zog Apollo die Haut in der Gegend, die nun der Bauch heisst, von allen Seiten zusammen, ungefähr so, wie man einen Beutel oben zusammen schnürt, so daß nur eine einzige Oefnung blieb, die er in der Mitte des Bauches zuknüpfte, und die jetzt der Nabel heisst. Alsdann nahm er eine Falzzange, womit die Schuster das Leder über den Leisten glatt ziehen, wölbte damit die Brust, und glättete die entstandenen Runzeln aus. Ein Paar liefs er aber doch um Bauch und Nabel stehen, damit auch hier ein kleines Andenken von der ehemaligen Züchtigung übrig bliebe.“

„Nachdem nun diese Bisection unsers Wesens glücklich vollendet war, fingen die getrennten Hälften an, sich nach einander zu sehnen, umschlossen sich mit ihren Armen so fest, und hielten sich so innig an ein-

ander, als wollten sie wieder in ein Wesen zusammenfließen. Keine wollte ohne die andere etwas verrichten, und so starben sie endlich mit einander aus lauter Hunger und Nichtsthun. Starb aber nur die eine, so suchte die verlassene wieder eine andere etwa männliche oder weibliche Hälfte, schloß sich an sie an, und starb so mit ihr umschlungen.“

„Jupiter liefs sich endlich der armen Sterblichen erbarmen, und sann auf ein anderes Mittel ihnen zu helfen. Bisher hatten die Menschen nicht sich durch wechselseitige Begattung, sondern wie die Cicaden durch Befruchtung der Erde fortgepflanzt, und ihre Geschlechtstheile standen nach hinten zu. Nun versetzte Zeus diese an die Vorderseite, und traf die Einrichtung zur wechselseitigen Begattung, damit durch die Umarmungen des Mannes und des Weibes das Geschlecht fortgepflanzt,

und wenn Mann und Mann sich umarmen, wenigstens die Geschlechtslust gestillt würde, damit diese heftige Leidenschaft ihnen endlich Ruhe liefse, auf hützliche Geschäfte zu denken, und für ihren Unterhalt zu sorgen.“

„Seitdem ist die Liebe ein Naturtrieb der Menschen, ein Drang, die ursprüngliche Beschaffenheit wieder herzustellen, zwei Wesen in Eins zu verbinden, und die Verstümmelung der menschlichen Natur wieder aufzuheben.“

„Jeder von uns ist also nur ein Fragment, aus einem in Zwei getheilt, wie die Schollen *), und jeder sucht nun seine von ihm getrennte Hälfte.“

„Nun sind aber einige Hälften der eigentlichen Zwitter, die zweierlei Geschlecht hatten. Der männliche Theil von diesen

*) Ein Geschlecht von Fischen.

liebt die Weiber, und diese Klasse hat uns die meisten Buhler geliefert, so wie der weibliche Theil von ihnen, der die Männer liebt, die meisten Buhlerinnen. Die Halften der ehemaligen Doppelweiber sind gleichgültig gegen die Männer, und lieben nur ihr eigenes Geschlecht; daher die *Tri-baden*. Die Halften der vormaligen Doppel männer aber fühlen eine Neigung zum Männergeschlecht. So lange ihre Jugend dauert, lieben sie, als Theilchen von einem Manne nur Männer, und finden Vergnügen in ihrem Umgange und in ihrer Umarmung, und dies sind die edelsten Knaben und Jünglinge, weil sie von Natur die männlichsten sind.“

„Mit Unrecht hat man sie der Unzuchtigkeit beschuldigt; denn nicht Unzucht, sondern inneres Gefühl ihrer männlichen Kraft und männlicher Geist ist der Grund ihrer Neigung zu ihrem Geschlecht. Die

zeigt sich offenbar dadurch, daß nun solche Jünglinge im reiferen Alter die polnische Laufbahn betreten. Zu Männern gerüst, lieben sie selbst wieder Jünglinge; heirathen zwar und zeugen Kinder, aber nicht aus Neigung, sondern gezwungen durch das Gesetz; zufriedener, wenn sie unverheirathet im Umgange mit ihres Gleichen leben könnten.“

„Die Liebe zu Jünglingen und die Gegenliebe von diesen hat also offenbar keinen andern Grund, als weil jeder nach Vereinigung mit seiner Hälfte strebt. Hat der eine oder der andere seine eigentliche Hälfte gefunden: unaussprechlich ist dann das Wonnegefühl ihrer Zärtlichkeit, ihrer Vertraulichkeit, ihrer Liebe — und was kann man mehr sagen? — auch nicht einen Augenblick sind sie zu trennen. Wenn sie nun auch lebenslang in unzertrennlicher Vereinigung gestanden haben, so wissen sie

doch am Ende nicht zu sagen, was sie eigentlich von einander wünschen und verlangen. Befriedigung einer unreinen Lust kann es nicht seyn, was sie mit solcher Innigkeit vereinigt, und ihren Umgang zu einer Quelle so unerschöpflicher Freuden macht; sondern etwas anders ist es, wornach beider Seele sich sehnt, was sie aber nicht sagen, nur ahnden, nur im dunklen Vorgefühl rathen kann.“

Wer erräth nicht auf den ersten Blick, daß hier Plato die Liebe als ein aus Veranstaltung der physischen Natur entspringenes Bedürfniß unsers Wesens darstellt, daß er das Glück derselben in dem Suchen und Finden „seiner Hälfte,“ desjenigen Gegenstandes setze, der sich mit unserm Wesen in eine seelige Harmonie vereinige, dem wir vor allen andern den Vorzug geben, weil er nur allein uns alles das ergänzen kann, was uns zum Glück un-

zers Daseyns fehlt. Wer fühlt hier nicht die erhabene Idee des *Plato*, daß durch die Einigung der physischen und moralischen Natur der beiden Geschlechter, durch eine aus dem Innern der Wesen entspringende charakterbildende Verbindung, einer den Reichthum des andern sich eigen mache, und die Liebenden so durch das Ringen ihrer Kräfte sich zur höchsten Energie des Handelns erheben. —

Doch wir wollen unsern *Plato* selbst noch weiter hören. —

*Plato's Offenbarung aus den
Mysterien der Philosophie
der Liebe.*

Plato läßt in seinem Gastmahle den Sokrates dasjenige erzählen, was dieser von seiner geliebten Diotima über die Natur der Liebe gehört. „Die Liebe, sprach diese begeisterte Prophetinn, ist das Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten. Dieses Verlangen, als die wesentliche Beschaffenheit der Liebe, äußert sich durch die Zeugung im Schönen, so wohl im körperlichen als geistigen Sinne; alle Men-

schen empfinden nämlich, so wohl dem Körper als der Seele nach, einen Zeugungstrieb, wann sie ein gewisses Alter erreichen. Diese Zeugung kann aber durch das Hässliche nicht geschehen, sondern nur durch das Schöne. Eine Art der Zeugung geschieht durch die Vermischung des männlichen und weiblichen Geschlechts. Diese ist ein göttliches Werk, und Zeugung und Empfangniß giebt dem sterblichen Menschengeschlecht eine Art von Unsterblichkeit. Zeugung kann aber zwischen Wesen nicht vorgehen, die nicht in dieser Hinsicht mit einander zusammen stimmen. Nun stimmt aber mit dem Göttlichen nicht das Hässliche, wohl aber das Schöne zusammen. Folglich vertritt die Schönheit gleichsam die Stelle der Parze, und der Eilethyia bei der Zeugung. Wenn sich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes Wesen, mit einem schönen Gegenstande gattet, so wird es in

Wonne und Entzückung aufgelöst, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung; trifft es aber auf einen hässlichen Gegenstand, so lehrt es sich mit Widerwillen und Mißmuth weg, zieht sich in sich selbst zusammen, und, anstatt zu zeugen behält es den Bildungsstoff unter sehr unangenehmer Empfindung zurück. Daher diejenigen, die einen sehr lebhaften Bildungstrieb empfinden, sich mit großem Eifer um den Besitz eines schönen Gegenstandes bewerben, weil sie dadurch von dem schmerzhaften Drange der Zeugungstriebe befreit werden. Die Liebe ist also nicht Hang zum Schönen, sondern nach dem Zeugen und Empfangen durch das Schöne, denn Zeugen und Empfangen ist für die sterblichen Wesen ein unaufhörliches Entstehen, und giebt ihnen eine Art von Unsterblichkeit. Da die Liebe ein Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten ist, so muß sie auch

Unsterblichkeit zu ihrem Gegenstande haben. Aber das allgemeine Streben nach Unsterblichkeit äußert sich auf verschiedene Art. Einige Menschen, bei welchen ein mehr körperlicher Bildungstrieb herrscht und die eben darum eine stärkere Neigung gegen das weibliche Geschlecht fühlen, hoffen Unsterblichkeit, Nachruhm und Glückseeligkeit durch Kinderzeugen zu erlangen. Andere, bei welchen sich mehr geistiger, als körperlicher Bildungstrieb zeigt, fühlen mehr einen Drang, etwas zu erzeugen, was der Natur des Geistes gemäß ist, das heißt, was auf Weisheit und Tugend Beziehung hat. Zu diesen gehören nicht nur alle Dichter, die Schöpfer ihres Stoffes, sondern auch von den Künstlern alle die, die Selbsterfinder sind. Der alleredelste und schönste Zweig dieser Philosophie ist aber ohne Zweifel die Kunst Staaten und Familien zu regieren, die Weisheit und Gerechtigkeit, wie sie

deswegen auch vorzugsweise genannt wird
 Wer nun aus diesem edleren Theile des
 Menschen den Keim zu einem solchen Pro-
 dukt des Geistes schon von seiner Kindheit
 an in sich trägt, der hat etwas Göttliches
 in seiner Natur. Der Trieb zum Erzeugen
 erwacht in ihm, so bald er zu einiger Reife
 gedeiht. Auch in ihm entsteht dann ein
 Streben nach einem schönen Gegenstande,
 durch welchen der in seiner Seele vorhan-
 dene Stoff entbunden werde. Sein Zustand
 bringt es also mit sich, daß er auch Kör-
 per, und zwar die schönen mehr als die
 häßlichen liebt. Findet er aber einen schö-
 nen Körper, mit einer schönen, edlen, fähigen
 Seele vereint, so wird seine ganze Zu-
 neigung von diesem zweifach schönen Ge-
 genstande gefesselt. Sein ganzes Herz öffnet
 sich sogleich gegen einen solchen Men-
 schen; er sucht ihn zu unterrichten, er
 schildert ihm die Eigenschaften der Tu-

gend, er lehrt ihn, was ein rechtschaffener Mann seyn und wie er handeln müsse. So geschieht es dann, daß dasjenige, was zuvor in seiner Seele noch unentwickelt im Keime lag, durch diese Vereinigung mit einem schönen Gegenstand gleichsam geboren wird, und diese neugeborne Ideen durch die beständige Erinnerung an den geliebten Gegenstand von ihnen gemeinschaftlich groß gezogen werden. Deswegen ist auch das Band, das zwei solche Wesen vereinigt, weit fester als die Bande zweier Sinulichliebenden; ihre wechselseitige Liebe weit dauerhafter, weil die Geisteskinder, welche aus ihrer Vereinigung hervorgehen, schöne für die Unsterblichkeit gereifte Früchte sind. Wer sollte nun nicht lieber wünschen solchen Kindern, als sterblichen Wesen, das Daseyn gegeben zu haben. „

Hierauf fährt *Diotima* fort, ihren Schüler in den höheren Graden der Mysterien

vollends einzuweihen, und ihn zu lehren, wie er sich zur vollkommensten Liebe empor schwingen, und durch sie allein zum Genuß der höchsten Schönheit vorbereiten solle.

„Gewöhne dich frühzeitig *), spricht sie, zu Betrachtung schöner Menschengestalten, studiere sie, erforsche ihre Verhältnisse, und entwickle deinen Schönheitssinn. Du wirst die Schönheit des Körpers weit höher schätzen, wirst Schönheit in Handlungen, und durch einen neuen Fortschritt, Schönheit in den Wissenschaften entdecken. Es verrieth einen slavisch denkenden beschränkten Kopf, die Schönheit nur in einem einzelnen Menschen, in einer einzelnen Handlung finden zu wollen. Du wirst das große Meer des Schönen durchschiffen, und im Beschauen so mannigfaltiger schöner

*) Frei und verkürzt übersetzt.

Gegenstände neue Ideen erzeugen, und von Stufe zu Stufe zu einer Philosophie emporsteigen, welche das Schöne selbst zum Gegenstande hat. Hier stehest du nun am Ziele, wohin alle vorhergegangne Bemühungen allein abzweckten; dir offenbart sich nun mit einemmale der Anblick der ewigen Urschönheit, jenes außerordentlichen Wesens. Ewig ist diese Schönheit, keinem Entstehen und keinem Vergehen, keinem Zuwachse und keiner Abnahme unterworfen. Sie ist nicht hier schön, dort häßlich; jetzt schön, dann abscheulich; dem einen hold, dem andern herbe; in diesem Verhältniß liebenswerth, in jenem widerwärtig. Sie ist nicht Schönheit des Leibes, nicht der Rede, nicht der Phantasie, nicht der Wissenschaften. Sie ist kein Attribut irgend eines Subjekts, weder des Himmels, noch der Erde, noch irgend sonst eines lebendigen Wesens. Sie ist wesent-

lich, selbstständig, durch sich selbst, von sich selbst, nur sich selbst gleich und ewig. Alles, was sonst schön ist, ist nur schön durch sie, durch Theilnehmung an ihrer Schönheit, doch so, daß wenn das abgestammte Schöne vergeht, das uranfängliche weder verliert noch leidet. Dies Anschauen der ewigen Schönheit ist das Ziel, wonach die Liebe stufenweise fortschreiten soll, von der Liebe eines schönen Körpers zu zweien, von zweien zu mehrerer, von mehreren zu allen, von den schönen Körpern zu schönen Seelen, von schönen Seelen zu schönen Handlungen, von schönen Handlungen, zu schönen Wissenschaften, bis du endlich bei derjenigen Erkenntniß aufhörst, welche nichts als das unbedingte Schöne zum Gegenstand hat, und du nun, eingeweiht in den letzten Grad der Geheimnisse dieser Weisheit, die *Urschönheit* selbst erkennest. Hier, wo der Mensch zum Au-

blick der ursprünglichen Schönheit selbst gelangt ist, wird sein Leben erst ein wahres Leben. Alle Erdenschönheit, die dich schon in unaufhörliche Anschauung hinzaubert, wird dir nun nicht mehr genügen; du genießest des unaussprechlichen beneidenswerthen Glückes, die Urschönheit selbst, ächt, rein, unvermischt, nicht verbunden mit körperlicher Masse Farben oder andern vergänglichen Tand, sondern in ihrem göttlichen Glanze, in der ganzen Reinheit ihrer Form zu erblicken, sie zu betrachten, daran zu hangen, darin dich unaufhörlich zu weiden, zu großen Thaten entflammt zu werden, Tugend aus Tugend zu erzeugen, dann Liebling der Götter zu sein — ja, wenn es irgend eines Sterblichen Loos ist! — durch Thatenruhm der Unsterblichkeit Erbe zu sein. —

Wer zweifelt nur einen Augenblick, daß Plato, diese Urschönheit, nichts anders war,

als das höchste Wesen; und alles von ihm in die ganze Natur übergegangene Schöne! Wahrlich ein hoher, seelenerhebender Gedanke, den ein Grieche schon vor zwei tausend Jahre fassen konnte, welcher nur von denen für Schwärmerei gehalten werden kann, die nicht begreifen können, zu welcher hohen Stufe von Geistesbildung das feinere Gefühl, und die äusserste Empfindbarkeit die griechische Nation empor hob; denen daher ihre Tugenden und Laster in einem gleich falschen Glanze erscheinen.

Unter wie mancherlei Namen und Einkleidungen, dies schöne eine unerschöpfliche Fülle der feinsten Ideen und Empfindungen darbietende System der Liebe vorgetragen ward, ist überall der Hauptsatz kennbar: "Liebe vereinige die Wesen, wie Haß sie scheide: in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen: Sehnsucht und Ver-

langen seyen die steten Begleiterinnen der Liebe, die starken und doch zarten Arme, die allen Genuß herbei führen und vorbereiten, ja die selbst den größten Genuß vorahndend gewähren, und wodurch die Liebe alles in Ordnung erhalte, und zu dem *Einen* leite, der die Quelle alles Lichts ist, wie alle Liebe.“

Indessen ward auch bald die andere Seite des Systems sichtbar, daß diese Liebe Grenzen habe, daß eine völlige Vereinigung der Wesen in unsern Weltall selten oder gar nicht statt finde, daß also auch die Bande dieser Vereinigung, immerwährendes Bestreben, in größter Anstrengung nachlassen, und statt des Genusses Ueberdruß und Sättigung gewähren müsse. Man bemerkte bald, daß auch in diesem Gesetz Weisheit liege, weil der Schöpfer hierdurch eben so sehr für den festen Bestand einzelner Wesen gesorgt habe, wie er durch

Liebe und Sehnsucht für das milde Vereinigen mehrerer Geschöpfe sorgte. Man sehe, daß diese beiden Kräfte, die in der geistigen Welt das sind, was in der körperlichen Anziehung und Zurückstossung sein möchten, zur Erhaltung und Festhaltung des Weltalls gehören. *Empedokles* machte daher *Hafs* und *Liebe* zu Bildern der Schöpfung: durch Hafs sagt er, werden die Dinge getrennt und jedes einzelne bliebe was es ist; durch Liebe werden sie verbunden und geselliger zu einander, in so fern sie sich nämlich ihrer Natur nach, gesellen konnten: denn freilich auch über die Liebe, sagten die Griechen, herrscht das Schicksal; und Nothwendigkeit, die älteste der Gottheiten, ist mächtiger als die Liebe.

So erhaben und rein das Bild der Liebe ist, das uns *Plato* aufstellt, so ähnlich sie selbst derjenigen ist, welche unsere Vernunft als Grundsatz unserer Handlungen

uns gebiethet, so können wir doch von diesen, weit aus dem Gebiete der Erfahrung liegenden Ideen keinen Gebrauch machen, wenn von der Liebe als Leidenschaft die Rede ist. Ich werde daher diese geistigen Zonen verlassen, und in die niederen, aber fruchtbareren Gegenden der Sinnenwelt zurückkehren müssen, wo Erfahrung uns den Stoff giebt, um die Realität unserer Vorstellungen und Empfindungen daran zu prüfen. —

Nähere Entwicklung des Wesens der Liebe.

Die Kunst der Philosophen vereinigt sich immer mehr darüber, daß den Formen unsers Vorstellungsvermögens, der Stoff nur allein in der Erfahrung gegeben werden müsse, und daß also die *Sinnlichkeit* eine eben so nothwendige wesentliche Eigenschaft des Menschen sei, als die *Vernunft*, und der Mittler zwischen beiden, der *Verstand*, und der Mensch also *Mensch* seyn müsse.

Der Zweck unsers Daseins ist keinesweges, wie die platonische Schule lehrte, uns von aller Sinnlichkeit los zu machen, durch die allein wir nur fähig sind, uns die Theilnahme an reinen, hohen Gefühlen, an edlen Freuden zu verschaffen, und uns eben dadurch zu der Stufe zu erheben, wo wir nicht bloß als *organische Wesen*, sondern als *Menschen* genießen.

Liebe in der allgemeinen Bedeutung genommen, ist eine Empfindung, welche auf Neigung gegen die Menschen beruht. Gegenstand und Empfindung sind also die beiden Hauptmerkmale der Liebe. In Ansehung des ersten, führt die Geschlechtsverschiedenheit zu einer näheren Bestimmung der Liebe, nämlich der *Geschlechtsliebe* und der *Freundschaft*. — Freundschaft, Empfindung eines besondern Wohlwollens, die jüngere und ernstere Schwester Liebe, kann zwar auch bei der Verschiedenheit des Geschlechts stattfinden,

finden, aber es ist alsdann diese Verschiedenheit kein nothwendiges wesentliches Stück, es ist zufällig, es ist gleichgültig, daß der Gegenstand vom andern Geschlecht ist.

In Ansehung der *Empfindung* bezieht sich die Liebe entweder auf geistigen und körperlichen Genuß zugleich, oder auf körperlichen allein; in jenem Falle erhält sie den Namen der *feinern*, in diesem den der *grobsinnlichen Liebe*.

Die *grobsinnliche Liebe* ist ein Naturtrieb, der der ganzen thierischen Körperwelt als Instinkt eingepflanzt ist. Nur dem Menschen allein, sind neben dem Instinkt noch höhere Gesetze von der Vernunft gegeben worden.

Wenn er als Theil der Körperwelt dem Instinkt unterworfen sein mußte, so ist er als ein vernünftiges Wesen, Gesetzgeber der Natur, Herrscher über sich selbst als Sinneswesen. Es ist also Pflicht für ihn, als

ein freies Wesen zu handeln, und nicht den Gesetzen der Sklaverei als bloßes Thier zu gehorchen. — Aber eben, weil alles umher nach physischen Gesetzen auf uns wirkt, sind auch wir geneigter diesen Gesetzen gegen uns gemäß zu wirken: es wird uns so leicht, eben darnach zu handeln.

Ist der Hauptzweck der Liebe, Befriedigung des Instinkts, so ist sie *grobsinnlich*, gleich viel ob sie von bürgerlichen Gesetzen gebilligt wird oder nicht. Man nennt diese Liebe auch die *epikuräische*, im Gegensatz der *platonischen*.

Zwischen der *platonischen* und *epikuräischen* Liebe liegen jedoch noch Mittelgefühle, die sich in den feinern Nuanzen der Sinnlichkeit verlieren, deren Granzlinie aber vielleicht nur der Pinsel eines Apelles genau zu bezeichnen vermöchte. —

Die Liebe ist nicht allein in Ansehung ihres Gegenstandes, sondern auch des Ur-

sprungs der Empfindung von der Freundschaft verschieden. Liebe wird nämlich durch *äussere*, Freundschaft durch *innere* Vorzüge erzeugt; Freundschaft ist also eine durch Urtheile und Vernunft hervorgebrachte Empfindung, die vom Kopf zum Herzen geht; die Liebe hingegen bemächtigt sich zuerst unsers Herzens, und rechtfertigt sich dann erst durch die Vernunft, und vor derselben.

Liebe, in der gewöhnlichen Bedeutung, wird durch äussere Vollkommenheiten erzeugt, und ist also auf Sinnlichkeit gegründet; sie ist aber desto *sinnlicher*, jemehr der Trieb nach äusseren Empfindungen strebt, desto *reiner*, je mehr der Trieb innere Empfindungen zum Gegenstande hat. Von der ersteren Art war die Liebe des *Kardinals* zur *Lauretta Pisana*, von der zweiten *Petrarcha's* Liebe zu seiner *Laura*, das Mittel zwischen beiden hält St. *Pren's* Liebe zu *Julia*.

Reine Liebe muß sich also auf äussere und innere Vollkommenheiten gründen. *Jene* beziehen sich hier auf körperliche Schönheit, oder auf deren Stelle auf das, was man *Gefallen* nennt; diese beziehen sich auf Eigenschaften des Geistes, die uns angenehm und nützlich scheinen, es mögen beide wahr oder eingebildet sein, gleichviel! wir lieben eine Person wegen ihrer geistigen und körperlichen Vollkommenheiten, weil sie uns in undeutlichen Vorhersehungen erwarten lassen, daß der Genuß der genauen Verbindung uns einen hohen Grad des Vergnügens gewähren wird.

Will man sich zwei Wesen einander genießend vorstellen, so muß man sie sich vereinigt denken, beide zusammen als *Ein Wesen*. Das Verlangen nach der Vereinigung muß also desto lebhafter, oder vielmehr der Grad von Anziehungskraft der Seele muß desto größer sein, je mehr

Gleichartiges sie in dem begehrten Gegenstande entdeckt, weil eben auf diesen Grad des Gleichartigen der Grad der Möglichkeit einer vollkommenen Vereinigung beruht. Man wird z. B. eine schöne Statue weniger als seinen Freund, diesen weniger als seine Geliebte, seine Geliebte weniger als das höchste Wesen lieben. Daher kommts, daß die Religion grössere Enthusiasten macht als die Liebe, die Liebe grössere als die Freundschaft, diese grössere als die gewöhnliche Lust an leblosen Gegenständen.

Jede Begierde nach sinnlichem und geistigem Genuß, alles Verlangen der Freundschaft und Liebe, strebt nach Vereinigung mit dem Begehrten, weil es in ihm den süßesten Genuß des eigenen Daseins ahndet. Die Gottheit hat es weise und gut gemacht, daß wir unser Dasein nicht in uns, sondern durch *Reaction* gleichsam in einem Gegenstande ausser uns fühlen sol-

len, nach dem wir also streben, für den wir leben, und in dem wir doppelt und vielfach sind. Ja sie hat die Menge anziehender Gegenstände, die sie in uns legte, in so mancherlei Entfernungen gesetzt, mit so vielen Graden und Arten der Anziehungskraft begabt, daß eben hier durch ein sanftes unaufhörliches Seitenspiel der Empfindungen in uns möglich ward, und unser Leben gleichsam eine Harmonie des Verlangens, einer immer reinern, unersättlichen, ewigen Sehnsucht würde. —

Selbst in den schönen, großen Leidenschaften zeigt uns die Natur das Streben nach Vereinigung. Unstreitig ist es nicht Erfindung der Menschen, nicht Gewohnheit der Erziehung, wenn wir Aeltern und Freunde umarmen; wir drücken sie an unsere Brust mit einer Kraft, die gleichsam mit unserer Liebe verhältnißmäßig sein soll. Man sehe diese zärtliche Mutter, und

auf ihrem Schoofe den Säugling, wie sie ihn an den Busen drückt! wie sie ihn mit Küssen überschwemmet! Man untersuche den Mechanismus dieses Kusses, wie ihn Lucrez so bewundernswürdig schildert: *Et tenet aufactis humectans oscula labris*, man wird finden, daß die Seele alle Mittel sucht, sich mit dem geliebten Gegenstande wesentlich zu vereinigen.

Die Mittel deren sich die Seele bedient, sich der begehrten Einigung zu nähern, sind *physisch* und *geistig*.

Bei dem groben sinnlichen Genuß findet völlige Vereinigung statt, oder wenigstens weiß uns die Natur einen Augenblick zu täuschen; denn so lebhaft auch das Verlangen nach körperlicher Vereinigung ist, so vorübergehend ist doch der grobe sinnliche Genuß; der Gegenstand ist augenblicklich verschlungen, zerstört. Gewissermaßen ist auch hier der feinste Genuß vor dem Genusse; der Appe-

tit nach einer schönen Frucht ist angenehmer, als die Frucht selbst; das Auge mache die Zunge am lieblichsten lüstern, oder wie Lukrez von einem andern Sinne sagt:

Voluptatem praesagit multa cupido.

Das geistige Mittel der Wesenvereinigung besteht darin, daß man sich den begehrten Gegenstand mehr gleichartig, ihn sich von mehreren Seiten sinnlich zu machen sucht, d. i., daß man die Möglichkeit der Einigung, nach der unsere Seele strebt, mehret. Aber auch hierzu bedürfen wir der Organe, wir bedienen uns der edleren Sinne des Gesichts und Gehörs, zur Theilnehmung an den innern Vorzügen des begehrten Gegenstandes; in den Augen, in den Mienen lesen wir das Gepräge einer edlen Seele, und im Wechsel der Rede offenbaren wir uns unsere Gedanken, suchen die unsrigen mit den andern, und diese mit den unsrigen zu vereinigen, und

wechselseitig durch ein gemeinschaftliches Interesse vollkommener zu werden.

Die reinste Liebe würde sich also mit dem Anschauen und der mündlichen Unterhaltung genügen; und wenn wir *platonische* Liebe als existent annehmen, so wird nur diese Art darunter verstanden werden können. Dieser Trieb blos nach innerer Empfindung, diese reinste Liebe ist möglich, ja sie wird unter Menschen gefunden, ob sie gleich unerklärbar ist, nämlich in so fern, daß, ungeachtet dieser reinste Genuß befriedigt, dennoch Verschiedenheit des Geschlechts erfordert wird. Diese Liebe ist eben daher ein von der Freundschaft sehr verschiedenes, ein weit lebhafter empfundenes innigeres Gefühl. Worin liegt es nun, daß Anschauung und Unterhaltung bei gleicher, ja bei höherer Schönheit des Körpers und der Seele, bei ein und demselben Geschlecht eine ganz andere Empfin-

dung bewirkt? daß hier Freundschaft und
 Liebe so verschieden ist? Wem die Ant-
 wort: daß Geschlechtstrieb bei aller Liebe,
 wenn gleich noch so verborgen, selbst *unbe-*
icufst, dennoch zum Grunde liege, nicht
 befriediget, der wird auch in der my-
 stischen, über die Menschheit hinausge-
 henden Erklärung des *Plato* keine Befriedi-
 gung finden, der sie nur in dem Bewußt-
 sein der Gegenliebe setzt, wodurch eines
 in dem andern lebe, dergestalt, daß jedes
 Ding ausser uns, jede Begebenheit in un-
 sern Gedanken mit dem geliebten Gegen-
 stande in Beziehung gesetzt werde. Wir
 sind in uns beständig mit ihm beschäftigt,
 und wünschen, hoffen oder wissen, daß
 auch wir auf diese Art dem andern immer
 gegenwärtig sind. — Aber werden wir wohl
 bei allem diesem ruhig und glücklich sein
 können, ohne den geliebten Gegenstand zu
 sehen und zu sprechen? Und streben wir

nach Anschauung und Unterhaltung, ist dies nicht schon körperlicher Genuß? Platonische Liebe, so geistig auch immer die feinsten Nuanzen ihres Genußes sein mögen, läßt sich nicht ganz entkörpern denken. —

Versteht man unter dem Genuß platonischer Liebe den Ideengenuß körperlicher Schönheit, so legt man *Plato* einen Sinn unter, der seinem ganzen System widerspricht. *Plato* redet nur von geistigen Eigenschaften, die mit dem Geist genossen werden müssen, und auch nicht anders genossen werden können; nicht aber von der wahnsinnigen Vergeistung der Körper, aus der nur zu oft grobe Sinnlichkeit entsteht. Daß dieser Genuß nicht geistig sei, sehen wir daraus, weil er den Körper zerstört und den Geist nicht befriedigt; er stündigt am Nervensaft, wie die zu grobe Liebe am Fleisch und Blut, und zeigt also eben damit, daß er kein wahrer Genuß, keine glückliche

Beschauung der Art sei, wo der geliebte Gegenstand mit uns Eins wird.

Je geistiger der Genuß ist, desto dauernder ist er, desto mehr ist auch sein Gegenstand außer uns dauernd, aber desto schwächer ist er auch, denn sein Gegenstand ist und bleibt außer uns und kann eigentlich nur im Bilde, d. i. wenig oder gar nicht mit uns vereinigt werden. Das Auge wird zu sehen nimmer satt, weil das Herz dabei unbefriedigt bleibt. Was der Dichter vom unvollkommenen Genuß der Liebenden sagt, gilt auch hier:

Nil datur præter simulacra fruendum!

Ut bibere infomnis sitiens cum quaerit et humor

*Non datur, ardorem in membris qui stingere
possit*

Sed laticum simulacra petit frustra que laborat

In medioque sitit torrenti flumine potans.

Und in der That scheinen dies auch die Liebhaber dieses Sinnes, die ihn bis zur

Wollust, bis zum höchsten Genuße ausgebildet haben, zu fühlen; sie suchen sich das Bild zu beleben. Wohl ihnen in dem süßen Traum ihres geistigen Wahns! —

Die Natur sahe, daß jene reine himmlische Flamme für menschliche Wesen zu fein wäre; sie gab uns daher den edlen Genuß der Liebe in einer körperlichen Einkleidung, dessen höchsten Grad der Entzückung wir freilich nicht da suchen sollen, wo uns ein Augenblick irdischer Vereinigung täuscht; er ist vielmehr in jenem ersten glücklichen Finden, in jenem unbeschreiblich süßen Augenblick, da zwei Seelen sich das, was tausend Zungen nicht auszusprechen vermögen, sagen: daß sie sich lieben.

Wenn es einen Augenblick himmlischer Wollust und reiner Vereinigung verkörperter Wesen hier auf Erden giebt, so ist dieser, — der einzige, erste und letzte Augenblick

himmlischer Wonne, und nach ihm alles nur darbender Genuß. —

Die Mythologie irgend eines Asiatischen Volks theilt ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so ein, daß die Menschen — damals noch paradiesische seelige Geister — sich Jahrtausende zuerst durch Blicke, nachher durch einen Kuss, durch eine bloße Berührung geliebt hätten, bis sie endlich zu den niedrigen Arten des Genußes allmählig erst in langen Zeiträumen hinab gesunken wären. —

Der Augenblick jenes geistigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick setzt uns gleichsam in diese Zeit zurück, und mit ihr in die Freuden des Paradieses. In ihm genossen wir *zurückempfindend*, was wir so lange suchten, und uns selbst nicht zu sagen vermochten; in ihm genossen wir *vorempfindend* alle Freuden der Zukunft, nicht ahnend, sondern

habend, ja mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, selten hinzuthun; und oft thut sie ab, sie vermindert den Wahn des Genusses bei dem Genuße.

Jener Augenblick ist der, da Psyche den Gott der Liebe erblickt, den sie so lange verschleiert liebte; die Fackel entfällt ihren Händen, und alle Freuden seeligcr Liebe sind plötzlich verschwunden. —

Seelen, die zur treuesten, reinsten, edelsten Liebe geschaffen sind, fliehen zögernd diesen Augenblick des Verraths, ja sie zittern vor ihm als vor einem tödenden Feinde. Das zärtere Geschlecht fühlt es, wie viel die Flamme der Liebe mit jedem Genuß verliere, wie bei ihrem Ausbruch ihre innere Kraft sich schwächt, die reinen Gefühle himmlischer Wonne schwinden. Keusch und heilig sucht es das Geheimniß im Herzen des Liebenden zu bewahren, sobald es desselben gewiß ist, und nichts macht sich

gewisser als dieses. Das Geheimniß wird gleichsam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt; es erlischt schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer. *Psyche* verliert ihre himmlische Fittige, sobald sie zur Materie herabsinkt.

Aber diese rein platonische Liebe, wo innere Empfindung, Befriedigung der höheren Sinne uns genügt, ist nur eine Frühlingsblume des Erdenlebens, die der Jüngling und das Mädchen im blühenden Lenz ihrer Jahre genießen.

Das Lächeln der Unschuld ist noch auf dem Munde des Jünglings, Leben und Wärme in seinem Blicke, Heiterkeit und Verlangen auf seiner Stirne, die noch nicht durch Erfahrung und Nachdenken ernst und trüb gemacht wird. Gering ist die Masse seiner Kenntnisse, ungenüß das Vergnügen seines Geistes; aber voll ist die Kraft im Empfinden, und alles, was an jenem ihm mangelt,

mangelt, ersetzt ihm diese. Wie Adam in Eden, sucht er nun was ihm gleich sei, um auszufüllen das Leere. —

Noch ungewohnt in sich, nur gewohnt in andern zu leben, sucht er den Gegenstand, in dem er leben und sein könne. So wird ihm das Bedürfnis, so endlich das Vollgefühl der Liebe. Den geliebten Gegenstand sehen, ist ihm Wonne, und sich geliebt wissen aller Wünsche Befriedigung.

Alle Menschen, die ihn umgeben, glaubt er gut und ohne falsch, denn er ist es; er bestrebt sich, sie alle glücklich zu wissen, denn er ist es. Die ganze Natur lacht ihm im reinen Schöpfungsgewande entgegen, denn reine Liebe strahlt ihm aus dem Auge der Geliebten; alles ist ihm Harmonie, denn er ist geliebt; ihm mangelt nichts, denn er ist geliebt; alles ist ausgefüllt, alles befriedigt; denn er ist geliebt. —

Er wähnt in diesem Gefühle unaufhörlich leben zu können: er kann keinen höheren Begriff von Menschenglück fassen, ja er mag keinen höheren Begriff selbst von der Seeligkeit der Zukunft wagen. —

So ganz ausgefüllt, so ganz befriediget, würde der Besitz einer Welt nichts hinzu zu setzen vermögen, um keinen Punkt höher in der Schöpfung ihn heben können.

Sei es Wahrheit oder Täuschung, gleichviel für den Liebenden! Und wer hat all das in ganzer Fülle empfunden, und wünscht nicht zurück diese paradiesische Zeit. —

Aber darum ist die Liebe für den reifen Mann nicht minder beseeligend, der nun seine Begriffe von Vollkommenheit richtiger bestimmt, der seine Kenntnisse und Erfahrungen erweitert, dessen Empfindungskraft aber eben dadurch schwächer, dessen Einbildungskraft kühler wird. —

Auch das Höchste des reinen sinnlichen Genusses, der äußern Empfindung, — der *Kufs der Liebe*, schließt noch reine Liebe des zweiten Grades in sich. Sie verliert dadurch nichts in ihrer Reinheit, wenn sie ursprünglich rein war. Es ist aber dies die höchste Befriedigung, die äußerste Vereinigung der rein Liebenden, und wer nun noch andere Wünsche in sich fühlt, als die der Wiederholung, — hat ursprünglich nicht der Göttin von Cypern, sondern der von Paphos geopfert. Hier ist der Gränzstein, wo sich das Land dieser beiden Gottheiten scheidet. —

Wenn dem Kufs der Liebe noch etwas mehr körperlicheres folgt, so hört zwar die Liebe des zweiten Grades auf, sie wird sinnlich, körperlich, ohne jedoch zur grobsinnlichen herabzusinken. Diese kann der reinen, ursprünglich und bis dahin dauernd reinen nie folgen, denn ihr Zweck und

ihre Triebe sind sehr verschieden. Sie würde noch immer reine, aber schon ganz sinnliche Liebe zugleich, im Gegensatz der ganz reinen Liebe, genannt werden, sie würde Liebe des *dritten Grades* sein. —

Glückliche und weise Veranstaltung in der Natur, daß alle Dinge einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen, daß selbst im physischen und moralischen Menschen beständig etwas vergeht, während auf der andern Seite etwas Neues entsteht. —

So paarte die Natur jenen kurzen trüglichen Wahn der innigsten Vereinigung mit Freundschaft, und beglückte uns von Seiten des Körpers mit dem electrischen Funken ihrer Allmacht, durch den aus einer uns unbegreiflichen Verbindung zweier Wesen *Ein drittes* wird, gleichsam ein Geschöpf der Liebe, des Verlangens und der vollendeten Sehnsucht.

Die feurige Kette schlingt sich also weiter;

zwischen der Dürftigkeit und dem Ueberflusse wird an ihr ein neues Glied geknüpft, in dem der Funke der Sehnsucht weiter zünde. —

Ueberhaupt liefs der Schöpfer keinen Grad der Vereinigung der Wesen in seiner Natur ohne Frucht. Die erste Stufe von sinnlichem Genufs, nach dem auch schon das Kind sauget, giebt uns *Lebenssaft*; er bereitet uns ein Edleres aus einer schlechteren Materie. Je feiner das Organ wird, desto geistiger sind die Kinder seines Empfangnisses: Düste stärken und erquickten die Seele: Musik tröstet und labt das Herz. Die Bilder

Simulacra pabula amoris .

führen dem Geiste zärtere Gedanken zu, als ihr Materiellcs selbst ist; und endlich Freundschaft und Liebe, jene die Ehe der Geister, diese die Ehe der Körper, bringen uns einen Becher des Genußes mit den schönsten Früchten bekränzt. —

Genius der Liebe
der
Griechen und Römer.

So ward unter allen Geschenken, womit die Gottheit das Menschengeschlecht beglückte, die Liebe das wohlthätigste, das mächtigste, den Menschen seiner Thierheit entwindende Triebrad, — der fruchtbarste Keim, der die ersten, Menschen veredelnden Gefühle zur Blüthe hervorbrachte. —

Schon im frühesten Zeitalter der Menschheit mußte daher diese Wesen zeugende, und Wesen kettende Kraft, dem Menschen als eine wichtige Anstalt der Schöpfung erscheinen. Kaum erringt er die erste Stufe

der Humanität, kaum gelangt er zu den ersten einfachen Begriffen und Beobachtungen, kaum schlingt Liebe mehrere Familien in ein gemeinsames Band, als er die Liebe zu feiern beginnt. —

Welchen richtigen Maafsstab zur Beurtheilung der Naturanlagen und des Kulturgrades eines Volks, müssen uns daher nicht die Beobachtungen reichen, die uns die bald gröberen bald feineren Aeußerungen eines Naturtriebes darbieten, an den sich die wichtigsten Züge der Handlungsweise jedes Menschen, ja ganzer Nationen so innig anschmiegen! —

Selbst bei den rohesten Nationen der Erde — vielleicht nur heutiges Tages die Eskimos, die Koraken und östlichen Infulaner ausgenommen — wird es auf irgend eine Art verkündigt, wenn das verschiedene Geschlecht den Bund der Liebe knüpft.

Andere mehr und weniger zusammenge-

setzte Feierlichkeiten bei alten und neuen Völkern, entleihen ihre Farben von dem Stoff den klimatische, religiöse und sittliche Kraft dem Menschen ansah. Es sind daher bald von der feinsten Phantasie gewebte Symbole der Liebe und Treue; bald Zeremonien in die sich Religion, Aberglauben oder Schamhaftigkeit mischten, die Opfer der Jungfräuschaft, Reinigungen, Versöhnungen böser Gottheiten, Anstalten um sich die Treue von Weibern zu versichern, oder Bezauberungen abzuwenden, oder auch um die Verlobten mit Fruchtbarkeit zu segnen, zum Gegenstand hatten; bald Gebräuche, die bei unedleren Nationen die Unterwürfigkeit des schwächeren Geschlechts bezeichnen; bald noch andere, deren Zweck wir oft nicht zu errathen vermögen.

Unter allen Nationen aber, die je die Liebe heiligten, verdienen

Die Griechen

unsere vorzüglichste Aufmerksamkeit, die sich nie eine glückliche Liebe versprochen, wenn sie nicht zuvor mehrere Gottheiten gefällige Opfer gebracht hatten. —

Schon unter diesen gaben sich Liebende ihre Neigung dadurch zu erkennen, daß sie den Namen des Geliebten und der Geliebten an Bäumen, an die Wände der Häuser, in Bücher, auf Blätter, mit dem Zusatz: *ich rufe mit Sehnsucht*, anschrieben. Auch schmückten sie die Thürpfosten der Geliebten mit Kränzen und Blumen, oder gossen Wein davor aus. Wenn die Sterblichen die Vorbilder waren, nach denen man die Unsterblichen bildete, so verehrte man die Wohnung eines Geliebten als den Tempel der Liebe schenkenden Gottheit selbst. —

Um zu erfahren, ob man in seiner Liebe glücklich sei, gebrauchte man mancherlei Mittel. Ein Hirt sagt beim *Theokrit*:

„Neulich, als ich erforschte ob du mich liebest, klatschte das geschlagene Mohnblatt nicht; es verwelkte fruchtlos auf der hohlen Hand. Auch Agräo wahrte, mir neulich, als sie Achren las, aus dem Siebe, daß mein Herz zwar ganz an dir hange, daß du aber mich verachtest.“

Um aber Liebe und Zuneigung zu erwecken, bediente man sich nicht selten gewisser Zaubermittel. Man gab den Geliebten Liebestränke, die oft so gefährlich waren, daß sie rasend machten. Die *Thessalischen* Weiber waren sehr erfahren in Verfertigung dieser Tränke und in allen andern Zaubermitteln, um Liebe zu erwecken und zu erhalten.

Unter andern ward eine gewisse Ingredienz; *Hippomanes* genannt, dazu genommen über deren eigentliche Bestandtheile die Alten nicht einig sind. Die allgemeine Meinung ist, es sei ein gewisser Schaum

gewesen, den die Pferdestute in den feurigen Augenblicken ihres Begattungstrieb's verliert. (*Virus distillans ab inguine equae coitum maris appetentis et in furorem agens*, sagt Plinius.) —

Ein anderes Mittel war die Zunge des Wendchals, oder der ganze Vogel selbst.

Pindar sagt: die Cyprische Göttin, hat zuerst den wahnsinnig machenden Vogel zu den Menschen gesandt, und den weisen Jason Zaubergebete gelehrt, um dem Herzen der Medea kindliche Ehrfurcht gegen ihre Aeltern zu rauben.

Andere Ingredienzien dieses Zaubers tranks führen Properz und Apulejus an, letzterer zählt deren folgende auf:

*Philtrea omnia undique eruunt,
Antipathes illud quaeritur,
Trochisci, jynget, taeniae,
Radiculae, herbae, surculi,*

Hut eas ilices, bichordilar,

Hinnientium dulcedines.

Horaz, Theokrit und Virgil, gedenken noch einer Menge anderer Zaubermittel, die man hierbei gebrauchte.

Man trug diese Dinge bei sich; man verbrannte sie; man heftete sie dem Geliebten an, man vergrub sie an den Ort, wo er hin kam etc. Wie das Wachs das man brauchte, sollte der Geliebte zerschmelzen; wie das, was man von seinen Kleidungsstücken verbrannte, sollte er entbrennen.

Was ist wohl im Stande der einfältigen Natur natürlicher, als die Ursache von ungewöhnlichen heftigen Leidenschaften, oder von großen, wundervollen Thaten magischen Künsten oder höheren Wesen zuzuschreiben?

(Die Geschichte dieses Aberglaubens ist daher die Geschichte der menschlichen Schwachheit, deren ursprüngliche Quelle

nicht Betrug und Bosheit war, in der Folge aber leicht dazu benutzt wird; sie ist die Geschichte eines Kagliostro's, eines Mesmers, aller Planetenleser, Wahrsagerinnen und Kartenlegerinnen etc. also die Geschichte unsers Jahrzehends — der Existenz von vornehmen und niedrigen Pöbel.)

Dafs es auch Zaubermittel geben mußte, wodurch man sich von einer lästigen Liebe wieder befreien konnte, dies wollen wir der Konsequenz jener Gaukler und Gauklerinnen keineswegs absprechen. —

So wie man durch abergläubische Mittel sich Liebe zu erwerben suchte, so war man nicht minder bedenklich bei der Wahl und Schließung einer Ehe selbst. Man glaubte nämlich, dafs es viele Götter gebe, welche die Ehe verhinderten oder unglücklich machten, und die man auszusöhnen oder von ihrem Zorne abzuhalten suchte. So war *Diana* eine oft rächende Feindin

aller Jungfrauen, die sich aus ihrem Orden entfernten. Kaum ward daher ein Mädchen mannbar als es, diese Göttin zu besänftigen, in Körben ihr mancherlei Lekereien darbrachte. Und eben deswegen wurden auch vor der Hochzeit dieser Göttin Opfer gebracht.

In der Wiege der Humanität brachten die Orieichen, ihre eheliche Liebe zu beglücken, dem *Himmel* und der *Erde* gefällige Opfer; denn wo konnte wohl der Einfluss der Fruchtbarkeit sichtbar seyn als hier. Die Götter, welche in der Folge der Hochzeit vorstunden, waren Jupiter, Juno, Venus und Minerva, denen auch die Parzen und Grazien als das Band der Liebe knäpfende und erhaltende Wesen zugesellt wurden.

Der Tag an dem man opferte war gewöhnlich der Tag vor der Hochzeit. Aus dem geöffneten Opferthiere wurde die Galle herausgenommen, und hinter den Altar ge-

worfen, denn die Götter, denen man die Liebe und Ehe heiligte, verabscheuten Zorn und Bosheit.

Der Hochzeittag selbst wurde mit vieler Vorsicht ausgewählt. Die Athener hielten besonders den Monat Januar für glücklich und nannten ihn daher auch *Camelion*. Ueberhaupt hielt man die Zeit des Vollmonds für das Heirathen am günstigsten.

Am Tage vor der Hochzeit schnitten die Verlobten eine Locke von ihrem Haar ab, und widmeten sie einer Gottheit; da es ein Zeichen der Dankbarkeit gegen die Schutzgötter der Jugend war, so weiheten es viele Jünglinge dem Apollo zu Delphi.

Am Tage des hochzeitlichen Festes schmückten sich Brant und Bräutigam mit bunten Gewändern. Kränze von Blumen und Kräutern, die der Venus geheiligt waren, — fruchtbringender Sesam und Mohn, zierten ihr Haupt.

Die *Böotier* machten Kränze von stachelichem aber milde Früchte bringenden wilden Spargel, als Symbol der, die anfangliche Sprödigkeit bald mit zärtlicher Liebe versüßenden, jungfräulichen Braut.

Dann holte der Bräutigam die Braut aus dem Hause ihrer Aeltern Abends beim Glanze der Fackeln in das Seinige ab, bald auf einem künstlichen Wagen, oder auch bisweilen zu Fusse. Die Schamhaftigkeit des keuschen Mädchens zu schonen, wählte man hierzu das Dunkel des Abends. — In der Mitte des Wagens saß die Braut, zu ihrer Rechten der künftige Gemahl, zur Linken einer ihrer trauesten Freunde, *Parochus*, der Brautführer, genannt. — Einem Wittwer war diese Heimführung nicht vergönnt; an seiner Stelle mußte es seiner besten Freunde einer verrichten.

Dem Wagen voraus ging ein Zug von Fackelträgern, die von Flöten - Zitterspielern

lern, von Sängern und Tänzern begleitet waren. Auch die Anverwandten, der Verlobten, die Bedientinnen der Braut vergrößerten dies feierliche Geleite.

Die Braut selbst trug ein irdenes Gefäß, worin man Gerste zu rösten pflegte; ein Mädchen trug ein Sieb, noch andere einen Rocken, eine Spindel und dgl.; eine schöne Anspielung auf die Beförderung des ökonomischen Nutzens durch die Gattin, und auf die Pflicht die häuslichen Geschäfte zu besorgen.

Diese Heimholung und das darauf folgende festliche Mahl wurden als die Bestätigung der Hochzeit angesehen. — Die Rhodier hatten den besondern Gebrauch, die Braut mit einem Herolde abholen zu lassen, auch von den Fürsten, welche um die Penelope freiten, wird gesagt, daß sie in ihrem Gefolge Herolde hatten.

Die Thürpfosten des Hauses, in welches die Braut geführt wurde, waren bekränzt. Mit Feigen und anderen Früchten wurde das Brautpaar beim Eintritt überschüttet, als Vorbedeutung des künftigen Ueberflusses. Auch ward die Achse des Wagens verbrannt, damit der Braut nie einfallen möchte, in ihr väterliches Haus zurückzukehren.

Nun folgte das hochzeitliche Gastgebot, wodurch man theils den Göttern der Ehe die schuldige Ehrfurcht, unter feierlicher Anrufung erweisen, theils die Heirath in Gegenwart der geladenen Verwandten als Zeugen öffentlich bekannt machen, und Vergnügen und Freude genießen wollte. Hohe Pracht und Feierlichkeit herrschten bei diesem Mahle. Die Gäste legten ihren besten Schmuck an, Braut und Bräutigam saßen bekränzt oben an; selbst das ganze Haus und alle Zimmer wurden geschmückt.

Während der Mahlzeit brachte in Athen ein Knabe, der mit Dornen und Eicheln bekränzt war, einen Korb mit Brod in den Hochzeitsaal und sang: *ich habe das Schlimme verlassen, das bessere gefunden*. Eine Anspielung auf das ehemalige Leben der attischen Wilden ohne Brod und Ehe.

Die Leier und das Lied waren die Zierde und die Freundin der Gastmähler der Griechen. Die Hochzeitlieder, — *Hymnen* genannt, waren mit Musik und Tanz begleitet. „Wenn die Gäste ihre Begierde nach Speise und Trank gestillt hatten, sagt *Homer*, dann stimmte der Barde seine Leier und sang ein Lied. Oefters sang er auch während des Mahles. Jedermann horchte auf die Lieder mit Wohlgefallen: selbst der wilde Schwarm der Freier im Hause des *Ulysses*, wenn *Phemius* anfing zu singen.“

Nach dem Mahle wurde getanzt; auch hierbei wechselte Gesang mit Musik. Wenn

der Tanz geendigt war, führte man das neue Ehepaar in die Hochzeitkammer, *Thalamus* genannt. Hier stand das mit purpurnen Decken belegte, und mit Blumen bestreute hochzeitliche Bette, das eine eigene Benennung hatte, je nachdem das Ehepaar noch jung war, zum erstenmal, oder schon zum zweitenmal heirathete. Ein anderes ebenfalls hier aufgestelltes Bette war für den Bräutigam bestimmt, dessen er sich im Falle üble Vorbedeutungen ihm die Vollziehung der Ehe furchtbar machten, bediente.

Ehe die Braut das hochzeitliche Bette bestieg wusch sie sich die Füße, wozu ein Knabe, der ein naher Verwandter der sich Vermählenden war, das Wasser aus der Quelle *Callirhoe* brachte. Darauf aßen beide Liebende eine Quitte, das angenehme und gefällige ihrer ersten Unterhaltung zu bezeichnen; eine Sitte die *Solon* gesetz-

lich befahl, und die auf die Geschichte der Proserpine anzuspielden scheint.

Nun ward die Braut beim Glanze der Fackeln, die ihre nächsten Anverwandten trugen zu Bette gebracht. Das Fackeltragen war für die Mutter der Braut das ehrenvollste Geschäft; sie umband die Fackeln mit ihrer eigenen Haarbinde. Endlich löste der Bräutigam den jungfräulichen Gürtel der Braut, zum Zeichen der engsten Verthrautheit, und beide bestiegen nun das hochzeitliche Bette.

(Auch Weiber trugen jenen Gürtel der Keuschheit, um sich gegen Anfälle einer wilden, unbändigen Liebe zu schützen; die Lösung dieses Gürtels bei kreisenden Frauen bezeuget es uns. — Mädchen die noch nicht mannbar waren hießen, *ungegürtete*.)

Dieser der Braut abgenommene jungfräuliche Gürtel wurde öfters einer Gott-

heit, der keuschen Minerva, oder der spröden zweifach gegürteten Diana gewidmet, und sie legte sich dann einen neuen um.

Während das junge Paar in Liebe und Lager vermischt, Aphroditen die Erstlinge seiner Zärtlichkeit opferte, tanzten Knaben und Mädchen, blühend von Liebreiz, vor der Thüre der Brautkammer, stampften dabei mit den Füßen, und ließen laute Hymenäen erschallen, die Lobeserhebungen des Brautpaares und Wünsche für sein Wohlergehen enthielten. Alles dies geschah, um nicht die Klagetöne der Braut hören zu lassen, und damit etwa nicht eine mitleidige Matrone ihr zu Hülfe kommen möchte, mußte ein Mann von den nahen Verwandten des Bräutigams eine Wache an der Thüre halten. Das Chor der Knaben und Mädchen wünschte endlich dem Brautpaar sanfte Ruhe, und versprach, sie am folgenden Morgen wieder zu wecken.

Der beste Wunsch, den man einem Mädchen, in jenem unverdorbenen Zeitalter Griechenlands, darbringen konnte, war der, welchen *Ceres* in Gestalt einer Alten für *Celeus* Töchter hegte: mögen die Götter euch jugendliche Männer geben, um Kinder zu gebühren, wie die Aeltern es wünschen. Auch Ulysses wünscht der Nausikaa, so viel ihr Herz begehrt, einen Mann, und ein Weib, und selige Eintracht der Herzen.

Ein Volk ist noch nicht von der Natur abgewichen, welches Ehe unter die größten Glückseligkeiten des Lebens, und den Besitz eines Mannes zu der Bestimmung eines Weibes rechnet.

Dennoch wollte die Sittsamkeit, daß Mädchen nicht laut, selbst gegen Aeltern nicht, von ihrer bevorstehenden Hochzeit sprachen, und Nausikaa, die ihre Kleider zu ihrer nahen Hochzeit waschen will, braucht gegen ihren Vater einen andern

Vorwand: denn sie schämte sich von der lieblichen Hochzeit vor ihrem Vater zu reden. Doch merkte er alles, und gewährte ihre Bitten, ohne ihr zu erkennen zu geben, daß er ihre Gedanken verstehe. —

Um den Genius der griechischen Liebe kennen zu lernen, lese man den *Homer* und *Theokrit*, die den edlen und feinen Gefühlen, welche diese Leidenschaft in den Menschen ihres Zeitalters hervorbrachten, nur Sprache und Rhythmus geliehen haben. —

So erwuchs im Schooße der Natur eine Nation ohne Einfluß fremder Kultur zur Humanität, zur reinen Sitteneinfalt, zum feinsten Empfindungsvermögen, wovon wir erborgten Glanz bei

d e n R ö m e r n

auch in dem feierlichen Gepräge erblicken, wodurch diese das Fest der Liebe und der Ehe heiligten.

Die Römer hielten die Kalendä, die No-

nä, die Idus für ungünstigere Hochzeitstage für die Jungfrauen, als für die wieder heirathenden Wittwen. In gleicher Absicht wurden die Festtage, die erste Hälfte des Junius vermieden, und vom Mai hiefs es:

'mense Majo male nubunt.

Juno war die grofse Hochzeitstifterinn, und so wie sie unter den Göttinnen als die Vermählte des Jupiters, vorzüglich die Ehefrau spielte, so stand sie auch auf Erden den Ehen der Sterblichen vor, indem sie den Neuvermählten das sanfte oder schwere Joch auflegte, wovon sie auch den Namen *Juno Juga* oder die *jochende Juno* führte, unter welcher Benennung ihr auch in Rom ein Altar errichtet war. Man brachte ihr daher am hochzeitlichen Tage ein zweijähriges Schaaf zum Opfer, und ehe die Opferstücke auf den Altar gelegt wurden, nahm man die Galle aus der Leber des Thiers und warf sie hinter den Altar.

In den älteren Zeiten wurden bei der *Confarreation*, von den Priestern und in der Folge von dem Pontifex Maximus, und dem Flamen Dialis gemeinschaftlich getrocknetes Dinkelkorn und Salz geopfert, und zehn Zeugen sprachen dabei gewisse feierliche Worte aus. Zugleich ward auch dem neuen Paar ein Brod von Dinkelkorn, zum Zeichen seiner zukünftigen unzertrennlichen Gemeinschaft überreicht.

Während der *Juno* geopfert wurde, zertheilte man zu gleicher Zeit das Haar der Braut in sechs Locken mit der eisernen Spitze einer Lanze, welche davon den Namen *Hasta coelebaris* führte. Vielleicht wollte man dadurch auf den Raub der Sabinerinnen, oder auf die Erzeugung tapferer Söhne anspielen. Hierauf legte die Braut ihren hochzeitlichen Schmuck an, und begab sich auf den Schooss ihrer Mut-

ter oder einer nahen Anverwandtin, welche Mutterstelle bei ihr vertrat.

Ihre als Jungfrau getragene verbrämte Toga, weihte sie der jungfräulichen Glücksgöttin, das goldne Gehänge und andere Spielwerke der Venus oder den schützenden Hausgöttern. Als Braut legte sie nun ein unverbrämtes Gewand an; ihr Haupt zierte eine doppelte Kopfbinde, mit welcher die sechs Locken oder Zöpfe vom Nacken auf den Scheitel gebunden wurden; auf diesen Haarschmuck wurde der Brautkranz gesetzt, wozu die Braut selbst die Blumen und die Kräuter gepflückt hatte.

Zu den übrigen Stücken der Brautkleidung gehörte vorzüglich der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als das Symbol der jungfräulichen Unstuld. Er war von weißer Wolle, durfte noch nicht gebraucht sein; und war mit einem Herkulesknoten, einer Art Schleife, geschürzt, den

der Bräutigam in der hochzeitlichen Kammer löste. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und dieses zu entblößen war nur allein dem Bräutigam erlaubt.

Sals nun die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf dem Schoofse ihrer Mutter oder Verwandtin, so überraschte sie der Bräutigam wie von ungefähr, und führte sie, wie man die Sabinerinnen geraubt hatte, aus den Armen ihrer Mutter.

Nun begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams. Sie geschah in der Abenddämmerung beim Glanze der Fackeln. Zwei Jünglinge *Paranymphe* genannt, deren Aeltern noch am Leben waren, führten die Braut, ein dritter oder mehrere, je nachdem die Hochzeit prunkreich sein sollte, trugen fichtene Fackeln voraus. Hinter der Braut folgte ein Knabe mit ihrem Schmuckkästchen, die Magde derselben mit ihren geschmückten Rocken

und der Spindel; auch die Verwandten und Freunde der Braut, mit Geschenken versehen, waren bei diesem Geleite, dessen feierlichen Glanz überdies Leier- und Flötenspieler erhöhten.

In Katulls Gesang auf die Hochzeit des Manlius Torquatus heist es:

*Aus jungfräulicher Sittsamkeit geht sie
langsam,*

*Und da sie hört, dass man gehen muss,
weinet sie.*

Säumst du noch? es verläuft der Tag.

Tritt hervor, o Verlobte!

Näher! sich nur die pechigen

Fackeln schütteln ihr goldnes Haar. — —

Keiner Buhlerin unterthan,

Noch leichtsinniger Hoffnung voll

Eine schändliche Lebensart

Fortzusetzen, begehrt dein Mann

Dir am Busen zu liegen.

Wie der Weinstock die schlanken Arm'

Um die Stämme der Pappelbäum'
Und der grünenden Ulmen schlingt,
So wird ganz mit Umarmungen

Dich dein Jüngling umwickeln.

Bettchen, o! wie viel Wollust wird
Deinem Herrn bei Nacht zu Theil,
Die bei Tage der Glückliche
Wiederholet. Der Tag verläuft.

Tritt hervor, o Verlobte!

Knaben hebt die Fackeln hoch:
Schon erblick' ich den bräutlichen
Schleier. Singet den Weihgesang:
Heil dir, mächtiger Hochzeitgott!

Heil dir, gütiger Hymen!

Es war der Braut nicht erlaubt, die
Thürschwelle des Hauses ihres Bräutigams
zu betreten, denn diese war den Penaten
und der Vesta heilig, und durfte von der
Braut bei ihrer ersten Ankunft nicht entweiht
werden; die Brautführer trugen sie darüber
hinweg. Dies geschah vielleicht auch des-

wegen, damit sie nicht auf der Schwelle stolperte, welches ein unglückliches Zeichen war; vorher schmückte sie aber erst die Pfosten der Thüre mit wollenen Bändern und salbte sie mit Wolfsfett, während sie sich von der Juno ein dauerhaftes häusliches Glück erbat.

Hierauf oder auch schon vor dem Hause wurde sie um ihren Namen gefragt. Statt ihres wirklichen Namens, mußte sie mit einer, von der Königin Tanaquil oder Caja herstammenden Formel antworten: *Si tu Cajus, ego Caja*, oder sie rief aus: *Ubi tu Cajus, ego Caja*. Damit nahm sie gleichsam von den Rechten einer Hausfrau Besitz. In eben der Absicht brachte man ihr nun auch die Schlüssel, die zum Weinkeller ausgenommen, in gleichen Feuer und Wasser; jetzt trat sie auf ein ausgebreitetes Schaafsfell, um sich an die den römischen Frauenzimmern so wichtige, häusliche

Beschäftigung, die Verarbeitung der Wolle, zu erinnern.

Ehe der Hochzeitschmaus anfang, verbrannten die Verwandten der Neuvermählten mit großer Sorgfalt die Fackeln, welche man bei der Heimholung gebraucht hatte, weil man glaubte, es könne damit großes Unglück angerichtet werden.

Von allen Seiten erschallte nun das freudigste Zurufen der Hochzeitgäste: *Du bist die Zierde des heutigen Tages (nulla te hodie pulchrior.)* Man rief den Hochzeitgott *Thalassius* an, und setzte sich unter einer lieblichen Musik zur Tafel.

Jünglinge und Mädchen stimmten Wettgesänge an, wovon wir beim *Katull* folgende schöne Probe finden:

Ein Jüngling.

Hesperus läßt sich am Himmel sehen: ihr
Jünglinge laßt uns

Auf-

Aufstehn; Hesperus schüttelt die längst
erwartete Fackel:

Laßt uns aufstehen und die fette Tafel
verlassen,

Bald erscheint die Braut, bald stimmt
man den Hochzeitgesang an.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
komm mächtiger Hymen!

Eine Jungfrau.

Seht ihr die Jünglinge stehen, zieht ihnen
entgegen ihr Jungfrauen:

Schon erhebt sich vom Oeta die Leuchte
des nächtlichen Herolds.

Seht ihr es nicht? sie sprangen schnell
auf; wahrhaftig sie sprangen

Nicht vergebens auf: sie singen gewiß,
was sich sehn läßt.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
komm mächtiger Hymen!

Ein Jüngling.

Brüder, die Siegespalme wird uns zu ge-
 winnen nicht leicht sein:
 Seht, wie die Jungfrauen sinnen. Sie ha-
 ben etwas ersonnen,
 Nicht vergebens ersonnen; es muß der
 Mühe wohl werth sein:
 Und kein Wunder, sie richten alle Ge-
 danken auf Eines:
 Aber wir haben oft hier das Ohr und
 dort die Gedanken:
 Billig besieget man uns; der Sieg wird
 mit Arbeit erkaufet.
 Nun so nehmet zum mindesten jetzt die
 Sinne zusammen:
 Denn sie singen gar bald, und heischen
 Gegengesänge.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
 komm mächtiger Hymen!

Die Jungfrauen.

Hesperus, ist wohl eines der himmli-
schen Feuer so grausam?

Mütterlichen Armen kannst du die Toch-
ter entreißen?

Mütterlichen Armen die widerstrebende
Tochter?

Ueberlieferst ein keusches Mädchen dem
brünstigen Manne?

Geht wohl ein Feind so grausam mit
einer eroberten Stadt um?

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
komm mächtiger Hymen!

Die Jünglinge.

Hesperus, ist wohl Eines der himmli-
schen Feuer so liebeich?

Durch dein Licht bekräftigst du die ge-
schlossenen Verträge:

Was die Männer gelobten, und vor den
Aeltern gelobten,

Das vollzieht man nicht eher, als bis dein
Stern sich erhebet.

Wünscht man wohl mehr von den Göt-
tern als ein so seeliges Stündlein?

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
Komm mächtiger Hymen!

Die Jungfrauen.

Hesperus hat uns eine von unsern Ge-
spielen geraubet:

Wache hält man sonst vor mitternächti-
chen Dieben

Aber wer kann vor dir sich hüten: du
stiehlest des Abends,

Hesperus stiehlest auch unter veränderten
Namen des Morgens.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
komm, mächtiger Hymen!

Die Jünglinge.

Hesperus, hörst du? dich schmähn mit
erdichteten Klagen die Jungfrauen.

Herzlich mögen sie wohl nach eben dem
 Gotte sich sehnen,
 Den sie so grausam tadeln. Vielleicht
 daß jede sich heimlich
 Wünschet, auf gleiche Weise von dir
 gestohlen zu werden.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
 Komm, mächtiger Hymen!

Die Jungfrauen.

Wie die Blume, — die frisch im ver-
 zäumten Garten empor steigt,
 Keiner Heerde bekannt ist, von keinem
 Pfluge verletzt wird,
 Die der Regen erzeugte, die Sonne stär-
 ket, die Luft kühlt, —
 Viele Jünglinge reizet, von vielen Mäd-
 chen gesucht wird;
 Aber wenn sie vom scharfen Nagel ge-
 brochen, verblühet,

Keinen Jüngling reizet, von keinem Mädchen
begehrt wird;

So die Jungfrau, die, unberührt, den ihrigen
werth ist;

Aber wenn sie, beslekt, die Blume der
Keuschheit verloren,

Weder so reizend den Jünglingen bleibt,
noch den Mädchen so werth ist.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
komm, mächtiger Hymen!

Die Jünglinge.

Wie die Rebe, gewachsen auf nackter Fläche
des Feldes,

Einsam sich immer erhebt, nie liebliche
Trauben erzielet,

Unterliegend der Last den zarten Körper
herabsenkt;

Wenn sie so mit dem hohen Zopfe die
Wurzel berührt,

Suchen sie keine Pflüger und keine Stiere
der Pflüger;

Aber hat man sie mit dem starken Ulm-
baume vermahlet,

Suchen sie viele Pflüger und viele Stiere
der Pflüger:

So veraltet, unachtbar, die nie berührte
Jungfrau;

Hat sie, zur Ehe reif, ein glückliches
Bündniß getroffen:

Ist sie dem Manne werther, und weniger
lastig der Mutter.

Ein Jüngling.

Aber, Jungfrau, du mußt mit solchem
Gemahle nicht streiten.

Unrecht, mit dem zu streiten, dem selbst
dein Vater dich schenkte,

Er und deine Mutter: ein Kind muß den
Aeltern gehorchen.

Jungfrauschaft ist nicht ganz dein, ein
Theil gehöret den Aeltern;

Nur ein Drittheil ist dein: dem Vater ge-
höret ein Drittheil,

Und ein Drittheil der Mutter. Du wirst
mit Zweien nicht streiten,

Die mit der Mitgift ihr Recht dem
Schwiegersohn vertrauten.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
komm, mächtiger Hymen!

Während der Mahlzeit warf der Bräutigam, zum Zeichen, daß er seine jugendlichen Spiele mit männlichem Ernst vertausche, Nüsse unter die muthwilligen Knaben.

Nach dem Vergnügen der Tafel, wurde die Braut feierlich zu Bette gebracht, und zwar von einer tugendhaften Matrone, die ihren ersten Mann noch hatte. Bei ihrem ersten Eintritt in die Brautkammer, mußte sie dem Priapus die Erstlinge ihrer Jungfräuschaft opfern, und sich zu dem Ende auf eine schön geschmückte, aber ungeheuer

große Abbildung desjenigen Theils setzen, dem die Schöpfung die Erhaltung des Menschengeschlechts anvertraute; dies war aber nur eine symbolische Weihe, und keineswegs von der Art, wie das jungfrauschaftliche Opfer, das man in Goa dem Phallus bringt. —

Es mußte dem römischen Ehemanne von keiner geringen Wichtigkeit scheinen, die Gunst jenes Schutzgottes der Gärten und schattigen Lauben zu erhalten, der den römischen Damen so gefährlich war, der selbst die jungfräuliche Ehre, der auf einem grünen Rasen sanft entschlummerten keuschen *Vesta* nicht geschont haben würde, hätte der Esel des Silens sie nicht zufalligerweise durch sein Geschrei vom Schlafe geweckt. —

Außer dieser Gottheit befanden sich in dem Brautgemache noch viele andere, die um thätigen Beistand bei dem Werke der

Liebe angerufen wurden. Die Göttin *Prema* lösete der Braut den Gürtel, der Gott *Subigus* zwang die Braut sich dem Bräutigam zu ergeben, die Göttin *Prema* nahm an dem zu erwartenden Glücke Theil, und verhin- derte, daß das Ziel nicht verfehlt wurde, die Göttin *Pertunda* mußte endlich den Liebenden die Bahn des süßen Genusses erleichtern, und sie in dem Augenblick mit Blumen bestreuen, da Schmerz und Wol- lust den entscheidenden Kampf beginnen. —

Noch genauer beschreibt *Méursius* die Geschäfte der Götter bei diesem wichtigen Act: *Saturnus, ut semen conferret; Liber et Libera, ut semen emitterent, hic viris, illa foeminis; Janus, ut semini in matricem com- meanti januam aperiret; Juno et Mens, ut flores menstruos regerent ad foetus concepti incrementum; Vitumnus, ut vitam daret; Sen- tinus, ut sensum etc.*

Die Matrone — die, wie es sehr wahr-

scheinlich ist, die sehr jung heirathenden, und in einer glücklichen Unwissenheit der Werke der Liebe lebenden Frauenzimmer, auch des Unterrichts wegen begleitete — legte nun die Braut ins Bette, *Lectus genialis*, — von *gignere*, oder weil es dem Genius des jungen Mannes heilig war, genannt. — Während dessen überreichte man den Gästen kleine Geschenke, die vornämlich in einer Art Kuchen (*Mustacea*) bestanden.

Die jungen Frauenzimmer traten nun vor die Thüre der Brautkammer, und stimmten einen Gesang an, (*Epithalamium*), in dem sie die neu Vermählten auf das feierlichste lobten, und ihr Glück schilderten.

Um aber durch übertriebenes Lob der jungen Frau nicht zu schaden, und die Göttin *Nemesis*, oder wie eben bemerkt, den *Priapus* oder *Fescinus* nicht gegen sie aufzubringen, um ihre stolze Eitelkeit zu demüthigen, sang sogleich nach den Mädchen,

ein Chor von Knaben, Lieder, in denen man dem leichtfertigen Scherzen die größte Licenz einräumte, eine weit größere, als Katull sie sich in der obigen Probe erlaubte. Dies waren die *fescennischen Lieder*, von der etyrischen Stadt *Fescennia* so genannt, wo man die Gewohnheit hatte, die muthwilligsten Hochzeitgesänge abzusingen. Hier auf entfernt sich nun das Chor, und singt nach Katull:

*Jungfrauen schließet die Thüre zu:
 Unser Spielchen ist jetzt ausgespielt.
 Und nun liebendes liebes Paar,
 Lebe wohl, und bediene dich
 Deiner Jugendkraft rüstig.*

*Genius der Liebe in den
Ritterzeiten.*

I.

Schon in den frühesten Zeiten mischte sich dem schwärmerischen Geiste des Ritterwesens, eine gewisse edle Galanterie gegen das schöne Geschlecht bei. Jeder Ritter rang nach hoher Minne, und unterwarf sich, wenn er sich in Gefahr stürzte, den Gesetzen seiner Gebieterin. Sie war es, für welche er angriff, vertheidigte, Schlösser und Städte einnahm und verwüstete; sie war es, zu deren Ehre er sein Blut verspritzte.

In den Tournieren selbst trugen, sagten und thaten die Ritter nichts, als was Beziehung auf die Damen, und vorzüglich auf ihre Geliebten hatte. Sie nannten sich Sklaven der Liebe, und diese Benennung schien ihnen ehrenvoller, als die erhabenen Titel. Als solche Sklaven der Liebe, ließen sie sich von ihren Schönen an kleinen Ketten oder reichen Bändern, die an den Kopfriemen der Pferde befestigt waren, bis auf den Kampfplatz führen. Als solche Sklaven der Liebe trugen sie die Farbe und Livré ihrer Damen und gewisse geheimnißvolle Devisen.

So erschien *Saintré*, der berühmte Waffenbruder des Marschals von *Boucicaut*, auf einem Turnier, das er einer vornehmen Prinzessin zu Ehren anstellte, auf einem Pferde, das mit einer Decke von weissem Atlas bedeckt war, auf welchem lauter

Lilien und die Worte; *Ne m'oubliez mie*, gestickt waren.

Eine unzählige Menge anderer Dinge waren der Liebe geweiht, die in einem Schleier, in einer Scharpe, einem Bande, Armbande, in der Feder und andern dergleichen Nippes der Damen bestanden, welche dieselben an der Rüstung ihres Geliebten befestigten, und die man *Faveurs*, *Joux* oder *Emprises d'amour* nannte.

Als *Saintre* nach Deutschland ziehen wollte, band seine Geliebte mit eigener Hand an den rechten Arm des Ritters ein goldnes Armband fest, das mit zwei Diamanten, sechs Rubinen und eben so viel Perlen besetzt war, und indem sie dieses that, küßte sie ihn, und nahm von ihm einen Abschied, der in der Ursprache etwas unbeschreiblich herzliches und anziehendes hat: *mon amy, et mon vrai desir, je prie à dieu et à noire Dame, que en telle heure et*

en telle point le Vous puisse-je mettre, que à tout honneur en puissiez revenir, et se ainsi est, je leur voüe, que tous les Vendredis je ne porteray linge sur ma chair nüe, par autant de Vendredis, ou de samedis, que serez dehors. Ha! Madame, dit-il, que Vous ai-je merité; qu' une telle Dame fasse tels voeux pour moy. Qui, mon amy, dit-elle, car Vous estes tels, que je veuil.

Solche Zeichen, werden nicht blos als Denkmale der Liebe und Gunst der Schönen, nicht blos als ein Sporn zu grossen Thaten, sondern auch als heilige Talismane betrachtet, wodurch ihr Muth und ihre Kraft vermehrt, und die ihnen drohenden Unfälle abgewandt werden sollten.

In der Hitze des Kampfs waren die Ritter oft so unglücklich, daß sie alle ihnen von den Damen zugeschickten *Faveurs*, nach und nach einbüßten; bei einem gewissen Turnier sahen sich daher einmal diese un-

ver-

vermerkt von allem Schmuck, von allen Hüllen des Busens, ja des ganzen Körpers so entblößt, daß sie, da alle gleich viel für die Freunde ihrer Herzen aufgeopfert hatten, über ihren halb-nakten Zustand in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Man sah nicht selten, edle Jünglinge und Ritter an ihren Hochzeitfesten mit Fesseln oder Banden an den Beinen erscheinen; oder solche, die das Gelübde gethan hatten, goldne Ringe und goldne Ketten über dem Ellenbogen des rechten Arms, und über dem Knöchel des einen Fußes ihren Damen zur Ehre so lange zu tragen, bis sie das Versprechen erfüllt hatten.

Eines der schwersten und gefährlichsten Gelübde, welches je ein Ritter abgelegt und eine Dame gefordert hat, war dasjenige, was eine edle Jungfrau von einem französischen Ritter verlangte. Die Schöne versprach nämlich, dem, um sie verblendeten

Ritter, sich ihm mit Herz und Hand und ihrem ganzen Vermögen zu übergeben, wenn er ihr die Bildnisse von dreißig andern Schönen bringen würde, deren Anbeter er ihr zu Liebe überwunden hatte.

Der Ritter nahm diese Bedingung an, und zog zur Erfüllung der Wünsche seiner Göttin, mit dem Porträt derselben auf dem Schilde aus. So oft er einen Ritter antraf, der nicht gestehen wollte, daß des irrenden Abentheurers Dame schöner, als seine eigene wäre, so zwang er denselben, mit ihm zu kämpfen, und nach der Niederlage das Bild seiner Schönen und ihren Namen unter dem Bilde der Schönen des irrenden Ritters, mahlen zu lassen. Der Geschichtschreiber versichert, daß der Ritter innerhalb eines Jahres mit dreißig Porträten von Schönen überwundener Ritter zurückgekommen sei, und sie seiner Göttin an Füßen gelegt habe.

Nicht selten geschahen Ausforderungen zu Kämpfen für die Ehre und Liebe der Damen, mitten im Schlachtgetümmel, und bei Belagerungen von Städten und Burgen; sobald die kämpfenden Heere dieses sahen, ließen sie ihre Waffen sinken und rasteten so lange bis die verliebten Ritter ihren Zweikampf geendigt hatten.

Unter Heinrich III. und IV. gab es einen Krieg, den man den *Krieg der Verliebten* nannte, weil er blos auf Austiften der Vornehmsten der feindlichen Armeen angefaugen wurde, damit die Ritter ihre Tapferkeit und zugleich ihre Liebe für ihre Schönen zeigen könnten.

Um eben diese Zeit wurde ein jeder für eine feige Memme gehalten, der nicht die Ehre seiner Dame bis auf das Blut vertheidigte, wenn es auch kundig war, daß sie die Buhlerin des ganzen Hofes oder der ganzen Stadt war.

In der mündlichen Unterhaltung verloren sich die Verliebten in eine schmelzende Zärtlichkeit, und besonders war der Abschied des Ritters von seiner Gebieterin, mit solchen Ausbrüchen von Andachtelei und Liebe begleitet, daß man versucht wird, ihnen die reinsten Empfindungen zu zutranen.

Als der berühmte *Saintre* seinen Zug nach Deutschland antreten wollte, ward der Abschieds Rendezvous zwischen ihm und seiner Gattin dadurch gegeben, daß er sich das Auge mit der rechten Hand rieb, und sie darauf eine Nadel oder Zahnstocher an die Zähne brachte. Bei ihrer Zusammenkunft, bat ihn seine Geliebte zuerst, daß er nie unterlassen möchte, nach jeder Messe und vor jedem Kampfe den allgemeinen Segen seines Priesters über sich aussprechen zu lassen, den Gott der Herr aus seinem eigenen Munde über Mo-



ses ausgesprochen habe: *Der Herr segne und behüte dich: der Herr erleuchte sein Angesicht über dir, und sei dir gnädig: der Herr wende sein Antlitz zu dir, und gebe dir seinen Frieden.* —

Nachdem sie dies gesagt hatte, ergoss sich ein Strom von Thränen aus ihren Augen, daß sie nicht weiter reden konnte. Dies rührte den verliebten Rittersmann so sehr, daß er zu seiner Dame sagte: „erhabene und unvergleichliche Göttin, und unumschränkte Gebieterinn meines Herzens, anstatt daß sie mir den Schmerz zu scheiden hätten erleichtern sollen, haben sie durch den ihuigen mein Herz so durchbohrt, daß ich jetzt von hinnen gehen, in einem fremden Laude sterben werde. Gott befohlen mein einziges Verlangen, meine einzige Freude, und mein höchstes Gut.“

Bei diesen Worten wendete sich der Ritter um, allein die Dame, deren Thränen-

quelle fast erschöpft war, rief ihn mit einem tiefen Seufzer zurück, und redete zu dem betrübten Ritter foldendergestalt:

„Du weist, mein Freund, daß wir Weiber zärtliche und mitleidsvolle Herzen in allen Dingen haben, die unsere Vielgeliebten betreffen; allein jetzo fühle ich mich wieder ganz gestärkt, und hoffe zu Gott, daß er dich zu meiner großen Freude unverehrt wieder zu mir führen werde.“

„Höre daher, mein edler Freund, mein einziges Gut, mein einziger Gedanke, und höchster Schatz meines Lebens und Todes, sey stets getrost, und laß dir nichts abgehen, denn um deiner Liebe willen werde auch ich stets glücklich und guten Muths seyn. Von deinem Befinden aber melde ja mir nichts, so lieb dir mein Leben ist, sondern meiner Königin, von welcher ich schon alles erfahren werde.“

Nach dieser Verabredung küßten sich,

wie der Geschichtschreiber des Ritters sagt, die beide Liebenden ohne Maafs und Zahl, und jeder Kuß war mit einem rührenden Seufzer begleitet. In diesem Zustande von heimlicher Freude, und schmerzhaften Vergnügen (solche Antithesen liebten die witzigen Köpfe der Ritterzeit) brachten die Dame und ihr Ritter bis um Mitternacht zu. Als die Liebenden zwölf schlagen hörten, erschracken sie über die Länge ihres Zusammenseins, küßten sich zum letztendale, und bei dem letzten Abschiedskuß steckte die Dame dem Ritter noch einen kostbaren Damantring an den Finger. —

Man denkt vielleicht, das Frauenzimmer jener Zeiten, war doch gewis viel glücklicher, als in irgend einer andern Periode der Welt! Dies war gleichwohl wirklich nicht der Fall.

Die Gewohnheit hatte eine lange Reihe von Jahren hindurch solchen Kämpfen.

welche zur Vertheidigung der Unschuld oder zur Behauptung der Schönheit einer Dame unternommen wurden, ihre Sanction ertheilt, die Gewohnheit also nöthigte einen Mann für die Dame, welche ihn darum ersuchte, zu fechten, oder brandmarkte seine Weigerung mit Schimpf und Schande. Aber eben diese Gewohnheit nöthigte ihn nicht, in jedem andern Theile seines Verhaltens gegen dies Frauzimmer oder das weibliche Geschlecht die Ehrerbietung und Politesse zu beweisen, welche mit jenem Opfer der Liebe übereingestimmt hätten.

Derselbe Mann, der es mit Riesen oder riesenmäßigen Schwierigkeiten aufgenommen hätte, wenn eine Dame im Spiel war, liefs sich fast nicht einfallen ihr Glück dadurch zu vermehren, daß er ihr den Genuß der Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen suchte. Und hatte sie ihn gebeten, sich herabzulassen

und ihr jene häusliche Sklaverei, welche fast in jedem Lande das Loos des weiblichen Geschlechts ist, nur etwas zu erleichtern, so würde er sich für beschimpft gehalten haben.

Außer jener romantischen Galanterie besaßen die Männer nichts, das sie hätte empfehlen können. Ohne Künste und Wissenschaften, ohne alles was die menschliche Natur verfeinert und veredelt, waren sie rauh und ungeschliffen, und brachten ihre Zeit im Trinken, Kriegen, Müßiggang und in Galanterie, das heißt in Verführung der Frauen und Jungfrauen, zu.

Als im zwölften Jahrhundert der Geist der französischen Nation sich zu entwickeln anfang, verband man mit der heroischen Galanterie einen unbegreiflichen Ernst in metaphysischen Spitzfindigkeiten über die Natur der Liebe, und förmliche Gerichtshöfe

der Liebe und verliebte Gesellschaften erhielten ihr Daseyn.

Je mehr sich aber über die Süßigkeiten und die Opfer, die man der Liebe weihte, mit den albernsten Disputationen in einer mystischen romanhaften Sprache die Köpfe beschäftigten desto, tiefer sank man zu grob sinnlichen Trieben herab. Mitten unter den ehrerbietigsten Verbeugungen, dem Niederfallen auf die Knie, selbst Niederwerfen zur Erden, und den wortreichen Anbetungen erlaubten sich die Ritter die schmutzigsten Anspielungen und Scherze, und die Gedichte oder Erzählungen der Troubadours waren voll von Unflathereien, vor welchen selbst Ovid erröthet seyn würde. —

Dieser Geist der Liebe war jedoch nicht allgemein, er war eben so verschieden als der Karakter der Spanier, Franzosen und nordischen Völker ist. In Frankreich er-

hitzte er die Köpfe so sehr, daß man, nicht zufrieden mit jenen abentheuerlichen Ausschweifungen der irrenden Ritter, auf weit lächerliche Extreme verfiel.

Es entstanden nämlich besonders in den südlichen Gegenden von Frankreich gewisse Gesellschaften oder *Orden* deren Mitglieder Männer und Weiber waren. Sie machten sich verbindlich, die Stärke der Liebe durch die härtesten Prüfungen an den Tag zu legen, welche vorzüglich in Erduldung und Vergrößerung aller Beschwerlichkeiten der Witterung und Jahreszeiten bestanden.

Die Thoren hielten es für ein Verbrechen einen Mantel oder Pelzwerk, oder irgend ein erwärmendes Kleidungsstück mitten in dem rauhesten Winter zu tragen; und ihr ganzer Anzug bestand aus einem leichten Rocke und einer dünnen Mütze.

Eben so wenig war es ihnen während dieser Jahreszeit erlaubt, Feuer in ihren Han-

ern zu brennen, dafür schmückten sie aber ihr Kamin mit Laubwerk und Blumen, wenn sie dergleichen haben konnten.

Desto mehr verwahrten sie sich im Sommer; dann trugen sie die wärmsten Kleider und dicksten Pelze, und heitzten noch außerdem ihre Kamine mit dem stärksten Feuer.

Damit den Mitgliedern des Ordens diese Bäsungen einigermassen erleichtert und vergütet würden, so war den männlichen und weiblichen Mitgliedern desselben der freyeste Umgang unter einander gestattet, der selbst noch in der Ehe fortdauerte.

Dessen ungeachtet nahm die Gesellschaft ein sehr trauriges Ende, denn die meisten Personen die dazu gehörten erfroren, während sie schon ganz erstarrt von Kälte, sich noch über diejenigen lustig machten, die sich in warme Kleidung verhüllten. —

So weit griffen die Schwärmerciën' des Ritterwesens in unserm Vaterlande bei wei-

tem nicht um sich; gewis haben wir dem *Cervantes* die wenigsten Originale zu seinem *Don Quichotte* von Mancha geliefert. Aber ein allgemeinerer Zug dieses romantischen Geistes war, den Handlungen der Liebe das feierlichste Gepräge aufzudrücken. Der Schritt der Vornehmern zu ehelichen Verbindungen geschah mit einem Glanze, mit einem so verschwenderischen Aufwande, das man kaum in einer Feenwelt ihn sich größer denken kann.

Von dem Geschmacke der Fürsten verbreitet sich der Modeton über die Provinzen; daher will ich hier die Feier der Hochzeit mittheilen, welche der Herzog *Wilhelm* von Jülich, Cleve und Bergen im Jahr 1535 zu Düsseldorf veranstaltete, als er seinen Sohn *Johann Wilhelm* mit der Prinzessin *Jakobine* von Baden vermählte.

Die ansehnliche Verwandschaft des Hauses und mehrere deutsche Fürsten wurden zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Küche

und Keller waren reichlich versorgt, die Zimmer im neuesten Geschmacke meubliert und aufgeputzt, und alles zum Empfang der fürstlichen Braut angeordnet.

Sechshundert Fußknechte in rothen Mänteln mit gelben Aufschlägen, rothen Westen und rothgefütterten weissen Hosen, grünen und gelben Strümpfen, mit Pulverflaschen und Lunten, standen an den Thoren des Schloßthores bereit, ihrer künftigen Gebieterinn die erste Huldigung zu bringen.

Die Blüthe des Adels, im Abenteuer geprüfte Ritter, Grafen und Herrn, drängten sich in dem großen Saale, indeß Knapen und Junker die glatten Schilder noch glatter putzten, und die Roste pflegten.

Die Bürger waren beschäftigt, aus herzoglicher Küche die ihrige zu verschicken, damit ihre Gäste nicht darben möchten, wenn die Herrn derselben aus goldenen Pokalen

zechten. Um Zank und Lärm zu verhüten, sorgte die Polizey für Wachen, und für Dollmetscher zum Behuf der Fremden.

Mehrere Stunden vergingen in diesem Taumel, und noch war man nicht fertig mit Zurüstungen, als die frohe Bothschaft anlangte, die fürstliche Braut sey an das Land gestiegen, denn sie kam zu Schiffe auf dem Rhein herunter. Eine glänzende Gesellschaft bewillkommte sie im Namen des Bräutigams, der sie von da einzuholen versprach.

Johann Wilhelm, im rothen Karmoisinmantel, mit breiten goldenen Borten besetzt, zerschnittnen Hosen und Wams von goldenen Tollet, rothen seidnen Strümpfen, mit einem Perlenkranz auf seinem mit grünen und weissen Federn geschmückten Hute, bestieg sein Ross, das unter seinen goldnen Decken und bunten Federn stolz einherging. Des Prinzen Seite dekete das goldne Gefäß

seines Schwerdtes. Hinter ihm wurden drei Hengste prächtig aufgeputzt an der Hand geführt.

Bei dem Anblick seiner Brant stieg er von dem Ross und ging ihr entgegen. *Pfalzgraf Philipp* redete die Brant in seinem Namen an, und schloß mit einem herzlichen Gebet. Die Gegenrede hielt *Jakobinus* Bruder, *Markgraf Philipp*. Hierauf begann der Zug nach der Stadt, wo der Donner des Geschützes die Ankunft verkündigte, und mit drei und zwanzig Trompetern und zwei Heerpauckern wetteiferte.

Die Brant wurde aus ihrem Wagen nach dem Brautzimmer geführt, welches nach damaligem Geschmack mit schönen Tapeten, worauf die Liebe durch allerlei Figuren und Gemälde zum Genuß einlud, ausgeputzt war. Das Brautbett bedeckte ein goldenes Tuch, auf welchem man die Geschichte des Mars ohne einen Kommentar herü-

übersetzt sah. Der lose Näscher wurde vom Vulkan in einem Netz gefangen. Das Gegenstück dazu gab die Schlosskapelle, wo lauter evangelische Geschichten, und besonders die Hochzeit zu Kana, aufgestellt waren, so wie in dem grossen Audienzsaal beinah die ganze Apostelgeschichte in den sonderbarsten Karrikaturen das Auge bezauberte! —

Nach alter Sitte liessen sich die fürstlichen Verlobten von ihrem nächsten Verwandten zum Altar führen. Die Brant erschien in einem ausgeschnittenen Rock von silbernem Stuck mit Gold bordirt, mit einem Halsschmuck von Diamanten und Rubinen, und einer goldnen Krone auf ihren fliegenden niedergeschlagenen Haaren. Zwölf Ritter trugen ihr zwölf Fackeln von weissem Wachs vor; ihr selbst folgten die Damen und Fräulein in weissen seidenen Kleidern mit Gold und Silber gestickt. In der

Mitte gingen Trompeter und Pauker und machten eine rauschende Musik. Hierauf folgte der Bräutigam in einem kurzen schwarzen Sammtmantel, weissen seidenen Hosen und Wams, alles mit Perlen bordirt und silbernen Tollet gefüttert, weissen seidenen Strümpfen; auf seinem schwarzen Batett glänzte ein Kranz von Diamanten und Rubinen, in dessen Mitte eine Medaille hing, worauf *Justitia* mit ihren Insignien eingegraben war.

Vor der Trauung hielt der Hofprediger eine Rede über den Text Ephes. 5. Ausser diesem schlägt er sich weidlich mit andern Citaten herum und bringt endlich das grofse Geheimnifs dieses Sacraments heraus, wobei er, denn der schönen jungen Braut gewis zur Unzeit das, *In dolore paries filios tuos* zu wiederholtemmalen vorsagt.

Der Bräutigam legte hierauf in die Hand des Priesters einen goldnen Ring für die

Brant, diese aber überreichte ihm in einer goldenen Schaaale einen Kranz 'aus lauterm Golde gewirkt, mit Blumen, Diamanten und Rubinen eingefast, welchen der Priester auf das entblößte Haupt des Bräutigams setzte. Ein *Te Deum laudamus* unter Beistimmung der Trompeten und Pauken auf dem Burgplatze beschloß diese feierliche Handlung.

Die Unterhaltungen bei der Tafel entsprachen der Freude des festlichen Tages. Chöre von Trompetern und Paukern, von Geigern, Lautenschlägern und Sängern wechselten und ergötzten das Ohr der Ritter, das an einer rauschenden Musik weit mehr Behagen fand, als an sanften Adagio's. Unter dieser Musik eröffnete der Bräutigam mit seiner Braut den Bal und zwar mit dem berühmten Fackeltanz, wo ihnen zwölf Windlichter vor und nachgetragen wurden.

Nach geendigten Tanz begab sich die Ge-

sellschaft in den großen Versammlungssaal, wo ein herrliches Banket von Zuckerwerk, in Gestalt eines wohlgeschmückten Gartens auf sie wartete. Hier sah man Lorbeerbäume mit goldnen Flittern behangen; Obstbäume in hohen Felsen und Bergen; perspectivische Wasserbäche, und darin mehrere Arten Fische; an den Ufern derselben Häuser, Schlösser, und Thürme, Gehölz mit Elephanten, Löwen, u. s. w. Auf Büschen und Bäumen schnäbelten sich verliebte Vögel, worunter der doppelte Adler auf einen Löwen stehend, und das oesterreichische Wapen tragend, besonders hervorragte und die verliebten Vögel mit seinen Flügeln deckte. Ein Pelikan öffnete mit seinem Schnabel die Brust, und trankte seine Jungen mit seinem Blute; auf den Flügeln trug er die Wapen der Vermählten. Die schalkhaften Ritter unterließen nicht, dies als ein herrliches Bild der jungen Braut vorzustellen. Mit dem

Banket ging es wie mit dem Ochsen bei der Kaiserkrönung.

Das Brautpaar wurde hierauf in das Brautzimmer begleitet. Am ersten Morgen, da der Bräutigam seine Braut als Gattin küßte, überreichte er ihr die *Morgengabe*, ein Epuivalent, wofür? dies wird man leicht errathen; den Werth derselben bestimmte der glückliche Bräutigam selbst. —

So wurde der erste Tag der Freude beendet. Sieben und mehrere folgten gewöhnlich nach, und an jedem erschienen die Vermählten in neuen bald spanischem, bald deutschem Putz; man sah kostbare Feuerwerke auf dem Wasser abbrennen, Ringrennen, Fechterspiele, feierliche Tournire zu Pferde und zu Fusse, alles mit einer Pracht, die an die ausschweifendste Verschwendung grenzte. —

Von diesen schwelgerischen Festgelagen waren nun freilich in alterer und gleicher Zeit die hochzeitliche Feier bei Leuten von niedrigerem Stande weit verschieden. Zu *Tacitus* Zeiten bestanden die Galanterien und Nippes, welche der Bräutigam seiner Braut zum Beweis seiner Liebe schenkte, in einem Joch Ochsen, einem gesattelten Pferd, nebst Spies und Schild; zuweilen wurde diesen Brautgeschenken noch eine Zitter beigelegt; das erste war das Symbol des in den ältesten Zeiten vom weiblichen Geschlecht betriebenen Feldbaues; das andere erinnerte die Gattin an die Pflicht, in Krieg und Frieden die treue Gefährtin des Mannes zu seyn. Gattinnen lebten auch wirklich durch ihre nahe Gegenwart im Schlachtgetümmel den Muth ihrer Männer zu einer Heldengröße, die wir staunend bewundern müssen; als *Arminius* gegen das Heer des Vaters seiner Gemahlin die Waffen führte,

wich diese, ungeachtet ihrer Schwangerschaft, nicht von seiner Seite und entglühete seine Tapferkeit zum feurigsten Heldenthum. —

In der Folge empfing die Braut für das Opfer ihrer jungfräulichen Unbeflecktheit eine Morgengabe von dem jungen Manne: Wittwen erhielten nur die Hälfte eines solchen Geschenks. Der sonderbare Gebrauch, daß sich Braut und Bräutigam gegenseitig das Haupthaar abschoren, herrschte unter verschiedenen deutschen Völkern.

Am Tage der ehelichen Verbindung erschien der Bräutigam bei den Eltern der Braut. Die Kopulations Zeremonie bestand in der Wechselung der Ringe und einem öffentlichen Kuss, wobei der Vater seine Tochter dem Manne empfahl, sie zu ehren und zu lieben, und sie in die Gemeinschaft der Güter einsetzte und ihr Gewalt über Schloß und Riegel ertheilte.

Hiermit war aber die Hochzeit noch nicht vollzogen; die Braut wurde gewissen Personen anvertraut, die ihr so lange Gesellschaft leisteten, bis die feierliche Uebergabe an den Bräutigam geschehen konnte, denn sie vermieden gewisse Tage und Monate die der Uebergabe und Heimführung der Bräute, nach ihrer Meinung, nicht günstig waren.

Dies geschah mit grossen Feierlichkeiten. Zwei Brautjungfern führten die Neuvermählte unter Absingung hochzeitlicher Lieder in die Wohnung des Bräutigams. Hinten drein folgten die geladenen Gäste mit Hochzeitgeschenken beladen. Zum Willkommen reichte man diesen einen freundlichen Trunk und genoss dann ein hochzeitliches Mahl.

Nach Endigung dieses hoben die Brautdiener den Bräutigam auf ihre Schulter und trugen ihn herum, wie man denjenigen,

den man zum Fürsten oder Heerführer erwählt hatte, auf ein Schild zu setzen und herum zu tragen pflegte; ohne Zweifel war dies eine Anspielung, daß der Mann der Herr des Weibes und das Haupt der gestifteten neuen Familie seyn sollte. Stat sich mit Tanz zu belustigen, mußten Gaukler und Possenspieler durch ihre Grimassen und Einfälle den Gästen die Zeit verkürzen. Endlich geleitete man Braut und Bräutigam unter den feierlichsten Segenswünschen zum hochzeitlichen Bette.

* * *

Nach den deutschen Gesetzen des Mittelalters war aber die priesterliche Einsegnung zu einer gültigen Ehe nicht hinreichend, sondern, es war die *Beschreitung des Ehebettes* (*Beschlagung der Decke, der Bettsprung*) als ein wesentliches Erforderniß einer völlig vollzogenen Ehe erfordert. Es

bestand aber dieselbe zu jenen Zeiten in einer unter vornehmen und gemeinen Personen üblichen Ceremonie, da Braut und Bräutigam nach geschehener priesterlicher Einsegnung an das Ehebett geführt, und bekleidet in desselbe gelegt wurden. So bestieg *Joachim III.* Churfürst von Brandenburg noch vor driethalb hundert Jahr mit seiner ganzen Rüstung das Brautbett. —

Unter dem *Beschlagen der Decke* war also nicht die wirkliche eheliche Beiwohnung verstanden, welches man daraus sieht, daß diese Feierlichkeit auch als dann nicht unterblieb, wenn die eheliche Verbindung unter fürstlichen Personen durch einen Bevollmächtigten vollzogen wurde; solcher genügte nämlich dieser Ceremonie dadurch, daß er den rechten Arm, und den rechten Fuß mit Stiefel und Sporn bekleidet, zu der Braut ins Bett legte; auch wurde zwi-

schen beide ein bloßes Schwerdt ins Bett gelegt.

Das Beispiel Kaisers *Friedrich III.* erläutert die feierliche Beschreitung des Ehebettes sehr genau. Dieser hatte sich nämlich die Prinzessin Leonore von Portugal durch seine Gesandten verlobt, und der Pabst selbst hatte das Verlobniß bestätigt. Der Kaiser reifste hierauf nach Siena, fand da seine Braut und nahm sie mit nach Rom. Indefs zauderte er mit Vollziehung der Ehe, unter dem Vorwande, daß er keine italienische Kinder zeugen wollte. Die Prinzessin, der dieser Verzug lange Weile verursachen mochte, wandte sich deswegen an ihren Oheim, den König *Aifont von Neapel*. Es sey ein glücklicher Zufall, sagte dieser, daß der Kaiser und seine Braut sich eben an dem Orte beisammen befänden, wo diese Heirath zuerst verabredet und be-

geschlossen worden; der Kaiser möchte nun hier auch das Beilager halten..

Als hierauf der Kaiser bei seiner Weigerung beharrte, so hub nun *Alfons* in einem ernsthafteren Tone an: „Du willst also meine Nichte als Jungfer nach Deutschland führen, und wenn sie dir dort nicht gefällt, mir wieder zuzuksenden, oder sie vielleicht gar vernachlässigen und dich mit einer andern vermählen; beschlafe sie vielmehr hier, damit du, wenn sie gefällt die angenehme Waare mit Dir nehmen, oder wo nicht, uns die Bürde zurücklassen kannst.

Der pflagmatische *Friedrich* fand diese Vorstellung so nachdrücklich, daß er sich augenblicklich entschloß, die Ehe zu vollziehen. Er ließ sich nach deutscher Sitte ein Lager bereiten, legte sich darauf, und ließ sich seine Braut *Leonore* in die Arme legen, und in Gegenwart aller Vornehmen

des ganzen Hofes, die Decke über beide herziehen.

Als die spanischen Damen sahen, daß man die Decke über das Brautpaar zog, erhoben sie plötzlich ein großes Geschrei und überhäufte den König mit Vorwürfen, daß er so etwas vor ihren Augen geschehen liesse. Indes verschwand ihre Muthmaßung, da beide augenblicklich gekleidet, wie sie waren, wieder aufstanden. Bei dieser unter den Deutschen herrschenden Gewohnheit, sagt *Aeneas Silvius*, that der Kaiser weiter nichts als daß er seiner Braut einen Kuß gab.

Man sieht hieraus, daß die Beschlagung der Decke große Wirkungen gehabt hat, weil die Ehe vor derselben nicht für vollzogen gehalten wurde.

Heut zu Tage ist diese Zeremonie noch in einigen Provinzen und Städten üblich, und von ihr hängt nach dem Sprichwort:

Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten, und: wenn die Decke über den Kopf, sind die Eheleute gleich reich, das Recht der Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten ab.

In einigen Gegenden wird aber diese Feierlichkeit nicht für hinreichend gehalten, sondern in Ansehung der gegenseitigen Erbfolge und der statutarischen Portion der Wittwe, wird der wirkliche eheliche Beischlaf erfordert, und nach *Lübischen* Rechten nimmt die Gemeinschaft der Güter zwischen Eheleuten sogar erst mit der Schwangerschaft der Frau ihren Anfang.

In den meisten deutschen Ländern sind aber bekanntlich jetzt alle diese Wirkungen des Bettsprungs verschwunden, und jene werden nur lediglich auf die Eheverträge und die priesterliche Trauung gegründet.

Indessen stand dieser feierlichen Vollziehung der Ehe in mehrere Provinzen, wo

der allgewaltige Arm des geistlichen Despotismus zu herrschen begann, ein merkwürdiges christliches Kirchengesetz entgegen, nach welchem die Brautnacht, der Enthalttsamkeit geheiligt werden sollte, und zwar aus dem wichtigen Grunde, weil es dem jüngeren Tobias beim Eintritt in den Ehestand beliebt hatte, sich die drei ersten Nächte mit bräutigamen Gebeten zu beschäftigen, anstatt sich mit seiner jungen Braut zu unterhalten; als man nämlich den Tobias in die Kammer zu der Sara, seiner Braut, geführt hatte, legte er die Leber von einem Fisch auf glühende Kohlen, um den Teufel (der Unzucht) zu vertreiben, vermahnete darauf die Jungfrau und sprach: „Sara laß uns Gott bitten heute und Morgen, denn drei Nächte wollen wir beten, darnach wollen wir uns zusammenhalten als Eheleute; denn wir sind Kinder der Heiligen, und uns gebühret nicht solchen Stand anzufangen, wie

die Heiden, welche Gott verachten, und allein um Unzucht willen Weiber nehmen, wie das dumme Vieh.“

Diesem Beispiel zu Folge, verordnete die Synodalversammlung zu Carthago im Jahr 386, daß sich das neue Brautpaar in der erst folgenden Nacht aller fleischlichen Lust enthalten solle, mit dem Zusatz, der priesterlichen Einsegnung wegen, (*pro reverentia Benedictionis*) denn der Priester sprach nicht nur über die jungen Eheleute den Segen, sondern auch über das Bräutbett, zu dem Ende er sich des Nachts in die Brautkammer verfügte.

In der Folge wurde dieses Kirchengesetz noch strenger, und in einen Kapitulare der fränkischen Könige wird von drei Tagen und drei Nächten der Enthaltung gesprochen, damit die neuen Eheleute in dieser Zeit den Segen vom Himmel erbeten mögen; in der griechischen Kirche ward sogar

die Uebertretung dieses Gebots mit Strafe belegt, und mit Vernichtung der Ehe gedroht.

Zur Festhaltung dieser säuberlichen Kirchenzucht kam nun noch der Umstand, daß das Brautpaar nach der priesterlichen Einsegnung zugleich die *Kommunion* empfing, und es von den Bischöfen, und selbst in den Kapitularien der fränkischen Könige auf das strengste verboten war, sich vor und nach dem Zutritt zu dem Tisch des Herrn einen oder mehrere Tage alles ehelichen Genusses zu enthalten.

Dieses Kirchengesetz war noch im zwölften Jahrhundert in kräftigen Ansehn, allein es eröffnete bald den Priestern und Bischöffen eine reiche Quelle des Gewinns; sie sprachen für Geld die jungen Eheleute von der Enthaltbarkeit in der Brautnacht frey, und brandmarkten die Annalen der

Geistlichkeit mit der Schande des famösen
Jus primae noctis und *Droit de Cuissage*.

Nicht nur aus dem oben angeführten Beispiel des Kaisers Friedrich des III., sondern auch aus vielen andern sieht man, daß es unter mehreren deutschen Völkern Sitte war, zur Erprobung der Ehestandsfähigkeit, den Beischlaf vor der Hochzeit zu feiern. So hatte z. B. der Graf Johann IV. von Habsburg im Jahr 1497 schon ein ganzes halbes Jahr die nächtliche Probezeit mit der Herzland von Rappoltstein gehalten, als er von ihr endlich den Korb bekam, weil sie ihn der Unmännlichkeit beschuldigte.

Im alten Sachsen konnte der Bräutigam vor der Hochzeit eine Nacht bei der Braut schlafen, und nach dieser Probenacht hatte

er die Freiheit, das geprüfte Mädchen zur Frau zu behalten, oder nicht. Die heiligen Väter auf der Kirchenversammlung zu Trebours hoben zwar im Jahr 895 diese sächsische Sitte, als einen verdamnlichen heidnischen Gebrauch auf, allein nichts desto weniger dauerte sie gewiss bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wahrscheinlich noch länger fort.

In Schottland hielt man nicht blos Probenächte, sondern *Probefahre*. In dem obern Eskadale wurde noch vor etwa hundert Jahren eine Messe oder ein Markt gehalten, auf welchem junge Leute von beiderlei Geschlecht aus den umliegenden Gegenden zusammenkamen, und sich gegenseitig einen Genossen oder eine Genossin aussuchten, welches man den Handschlag nannte, weil die Liebenden ihre Vereinigung mit einem Handschlag angingen.

Geistlichkeit mit der Schande des samösen
Jus primae noctis und *Droit de Cuissage*.

* * *

Nicht nur aus dem oben angeführten Beispiel des Kaisers Friedrich des III., sondern auch aus vielen andern sieht man, daß es unter mehreren deutschen Völkern Sitte war, zur Erprobung der Ehestandsfähigkeit, den Beischlaf vor der Hochzeit zu feiern. So hatte z. B. der Graf *Johann IV. von Habsburg* im Jahr 1497 schon ein ganzes halbes Jahr die nächtliche Probezeit mit der *Herzland von Rappoltstein* gehalten, als er von ihr endlich den Korb bekam, weil sie ihn der Uumännlichkeit beschuldigte.

Im alten Sachsen konnte der Bräutigam vor der Hochzeit eine Nacht bei der Braut schlafen, und nach dieser Probenacht hatte

er die Freiheit, das geprüfte Mädchen zur Frau zu behalten, oder nicht. Die heiligen Vater auf der Kirchenversammlung zu Trebours hoben zwar im Jahr 895 diese sächsische Sitte, als einen verdammlichen heidnischen Gebrauch auf, allein nichts desto weniger dauerte sie gewiß bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wahrscheinlich noch länger fort.

In Schottland hielt man nicht bloß Probenächte, sondern *Probejahre*. In dem obern Eskadale wurde noch vor etwa hundert Jahren eine Messe oder ein Markt gehalten, auf welchem junge Leute von beiderlei Geschlecht aus den umliegenden Gegenden zusammenkamen, und sich gegenseitig einen Genossen oder eine Genossin aussuchten, welches man den Handschlag nannte, weil die Liebenden ihre Vereinigung mit einem Handschlag angingen.

Ein jedes Paar von Geliebten, das sich auf der Messe. zusammengefügt hatte, wohnte ein ganzes Jahr als Mann und Frau beisammen, und wenn sie im folgenden Jahre wieder auf der Messe erschienen, so konnte der Jüngling, wie das Mädchen die jährige Verbindung aufheben oder fortsetzen. Wenn beide Theile sich nach einem jährigen Zusammenleben noch gefielen, so wurde der Handschlag auf Zeitlebens erneuert. Im entgegengesetzten Falle trennten sie sich ohne alle Strafe wieder, ausser daß der Bräutigam das Kind, wenn ein solches im Frobejahr erzeugt worden war, ernähren mußte.

Pennant glaubt, daß diese Probejahre aus der Seltenheit der Geistlichen entstanden seien, und daß man auf dem Lande die Ehen nicht so lange habe aufschieben können bis ein herumreisender Priester

erschienen sei, um die priesterliche Einsegnung zu verrichten.

Allein, wenn der Mangel an Priestern die Ursache an den Probejahren in Schottland gewesen wäre, so würde man freilich die eheliche Verbindung, wie dieses sehr häufig durch das Mittelalter geschah, vor der Trauung anfangen, aber man würde nicht die Freiheit gehabt haben, die einmal angefangene Ehe nach Belieben wieder zu trennen.

Ueberdem berichtet *Peunant* selbst, daß auch die vornehmsten Personen in Schottland und in den Hebriden, Probejahre gehalten hätten, und daß die, aus solchen Probeehen erzeugten Kinder, nicht für unächt gehalten wurden, sondern gleiche Rechte mit solchen gehabt hätten, die man aus spätern fortgesetzten Ehen erzielt habe.

In andern Gegenden von Schottland und Irland, hielt man solche Proben wie in

Sachsen. Die Aeltern überliefsen ihre Töchter den heirathslustigen Jünglingen gegen eine gewisse Summe Geldes zur Probe, welches verfallen war, wenn das Mädchen zurückgeschickt wurde.

Aus Schottland und Jrrland wurden die Probenächte in mehrern nordamerikanischen Provinzen, besonders in *Connectut* und *Virginien* eingeführt, wo sie noch fortdauern. Doch hat an der Massachusetsbai, der junge Freier nach der gehaltenen Brautnacht nur alsdann die Freiheit seine Geliebte wieder fortzuschicken, wenn er sie nicht zur Mutter gemacht hat. In diesem Falle aber, muß er das Mädchen bei Strafe des Banns heirathen.

Die Probenächte hatten offenbar die Absicht, daß junge Personen ihre gegenseitige Gaben erproben, und vielleicht auch erfahren mögten, ob nicht die eine oder die andere gewisse geheime Gebrechen des Körpers habe, die, wenn sie auch nicht

zur Leistung der ehelichen Pflicht untüchtig, wenigstens die Fortsetzung des genauesten Zusammenlebens unangenehm oder ekelhaft machen könnten.

Wahrscheinlich verlängerte man die Probenächte bis zu Probejahren, damit man ausser den körperlichen Fähigkeiten, auch noch die gegenseitige Gemüthsart, deren Uebereinstimmung oder Widerspruch, erfahren möchte.

Die Probenächte unterscheiden sich übrigens von dem *Busemrechte* dadurch, daß dies in der gleichsam schon angefangenen Ehe fortzuleben verpflichtet, jene aber diese Verbindlichkeit nicht hervorbringen. (Vom letzteren s. unten von *sibirischen Nationen*.)

* * *

Will man übrigens den Genius der Liebe eines Volks oder eines Zeitalters kennen

lernen, so muß man seine Dichter lesen; in so fern uns diese nämlich durch treue Gemälde der Natur, die glaubwürdigsten und heiligsten Urkunden der Menschheitsgeschichte hinterlassen haben. Dies gilt vorzüglich von den Dichtern der alten deutschen und nordischen Vorzeit, die von Liebe und Zärtlichkeit begeistert, die schönsten, naivsten Schilderungen herzlicher Empfindungen und gegenseitiger Liebe aufgestellt haben.

Wer liebt nicht mit Vergnügen die der Natur und Minne geweihte Lieder der schwäbischen Sänger, von denen *Jakobi* so schön sagt: — die Werke der Minnesänger, wie so warm, so innig und treu! Es sind Männer, gerüstet zu großer That, überwunden von der alles besiegenden Liebe. Nicht der flüchtige Rausch eines Abends hat auf wenige Tage sie erhitzt; es war um das Glück ihres Lebens zu thun. Sie besangen

ihre Gemahlinnen oder ihre Bräute: nicht um ein Gedicht zu machen, sondern wie der Vogel singen muß, wenn der Mai kömmt, wenn er hört den Flügelschlag des wartenden Weibchens, und ihm die zärtlichen Spiele zum voraus ahnden.

Ich will daher meinen Lesern einige in unsere Mundart übergetragene Gedichte zur Charakteristick der Liebe in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, mittheilen.

*Jakob von der Warte. *)*

Frühlingsklage.

Hört ihr nicht das süße Singen
In den Auen überall?
Nicht die Wunderlieder klingen?
Nicht den Sang der Nachtigall?
Schaut den weiten Aeger an,
Und die leichte lustge Heide,

*) S. Bragur Th. II. S. 185.

Die sich mit dem schönsten Kleide
Vor dem May hat angethan!

Wie sich ihm entgegen freuen
Aus dem Than die Blümelein!
Alle Welt wird sich erneuen
In der Sonne goldnem Schein!
Und nur ich muß trostlos sein,
Ich soll keine Lust empfinden,
Ich soll keine Gnade finden
Vor der lieben Frauen mein!

O du liebereiche Minne,
Wend' ach! wende meine Noth!
Tröste die verlassenen Sinne,
Oder ich bin freudentod.
Deine Hülfe hilfst allein;
Muß ich scheiden von der Besten,
Wird mich nichts auf Erden trösten—
Lass mir Gnade angedeihn!

Von Gewalt, die Weisen sagen,
Wird der Starke selbst besiegt.

Schaf ich muß um Gnade klagen,
 Die an einer Frauen liegt.
 Himmel ich verzage schier!
 Krank nach ihren Minnefreuden
 Läßt sie mich vergebens leiden,
 Und mein End ist vor der Thür.

Minne! ach, sei gleich gesinnet,
 Oder ich bin freudentodt!
 Füg' es, daßs mich lieblich minnet
 Der Gelichten Mündlein roth.
 Wie du wohnest, Minne, hie,
 Wie du leitest meine Sinne,
 Ach so leite, werthe Minne,
 Werthe Minne! leit' auch sie.

Er an Sie.

S. Mannesische Sammlung. Th. II. S. 34

Er.

Kenntest du die kleine Minne,
 Schönes Mädel, fromm und gut;

Trunken wären deine Sinne,
 Deine Seele hochgemuth.
 Würde dir ihr Zauber kund,
 Ach! dein kleiner rother Mund
 Lernte seufzen zu der Stund.

S i e.

Ey, so sag mir, was ist Minne?
 Ist es denn Weib oder Mann?
 Wie verführt es unsre Sinne?
 Und wie ist es sonst gethan?
 Mach mir alles offenbar,
 Wie es sei und wie es fahr,
 Dafs ich mich davor bewahr.

E r.

Minne, Kind, ist so gewaltig,
 Dafs ihr dienen alle Land;
 Ihre Macht ist mannigfaltig,
 Ihre Sitte viel gewandt:
 Sie ist böse, sie ist gut,
 Beides wohl und weh sie thut,
 Giebt Geduld, tilgt Wankelmuth.

S i e.

Kann sie auch das Leid versenken?
 Wenden Noth und Traurigkeit?
 Hohen Muth dem Herzen schenken?
 Geben Zucht und Würdigkeit?
 Lieber Jüngling sag mir dies,
 Dann so sprech ich für gewiß,
 Ist ihr Lohn ein Paradies.

E r.

Kind, der Minne Macht ist gröfser,
 Und ihr Lohn ein Himmelreich;
 Sie erbaut uns Ehrenschlösser,
 Macht uns seelig, Engel gleich.
 Augenwonne, Herzensspiel,
 Giebt sie, wem sie lohnen will,
 Und der hohen Freuden viel.

S i e.

Aber wie werd' ich empfangen,
 Ihren Lohn zu meinem Dank?
 Muß ich ihn durch Leid erlangen —

O da wär mein Leib zu krank!
 Kummer tragen kann ich nicht;
 Drum so sag mir ins Gesicht,
 Jüngling, was ist meine Pflicht?

E r.

Inniglich mußt du mich meinen,
 So von Herzen wie ich dich;
 Seel und Leib mit mir vereinen,
 Mich und dich zu Einem Ich.
 Sei du mein, und ich bin dein. . . .

S i e.

Jüngling, o! das kann nicht sein!
 Sei du dein, und ich bin mein!

M i n n e l e i d

S. Mannesische Sammlung. Th. II. S. 26.

O weh! o weh! ein Ungheuet!
 Mir ist so weh!

Greif her an meine Brust! Ha, welch
ein Feuer!

Der kälteste Schnee
Mußt von der Flammenhitze brennen,
Die jetzt mein Herz verzehrt! —
O schönes Mädchen, dürft ich treu
dich nennen,
Die Flamme stürbe, die mein Busen
nährt!

M i n n e s o l d.

S. Mannesische Samml. II. S. 54.

Minnesold
Wird geholt,
Wenn ein Mann
Und ein Weib
Um ihren Leib
Kleiderlos
Mit vier Armen sich umfahn
Freude groß

Wird dann allen beiden kund!
Wenn auch nicht
Mehr geschicht
Der viel heisse rothe Mund-
Wird ein wahrer Liebesfund,
Und dann gesund.

Genius der Liebe jetztlebender Nationen.

Die vorzüglichsten Ursachen, die den Charakter einer Nation bestimmen, hängen von Lage des Landes, von ihrer religiösen und politischen Verfassung ab.

Der Charakter des Menschen ist die innere Quelle seiner äusseren freien Handlungen. Aus dem Einflusse des Charakters auf die Handlungen entsteht eine gewisse Uebereinstimmung zwischen beiden, und dies Uebereinstimmende des Charakters mit der Handlungsweise, nennen wir die *Sitten* des Menschen.

So wie die Sitten, so sind auch die Begriffe der Völker vom Anständigen und Un-

anständigen, von Schaamhaftigkeit und Schaamlosigkeit, das Resultat jener wichtigen Einflüsse auf Körper und Geist. Diese Einflüsse werden daher der Maassstab sein müssen, nach welchem allein die Moralität eines Volks, das heisst, die Uebereinstimmung des Charakters mit den äussern freien Handlungen zu würdigen ist.

Bei der Darstellung der Natur und dem Umfange einer Leidenschaft, werden ihre charakteristischen Züge, in den zunächst mit ihr verbundenen Aeusserungen aufgesucht werden müssen. In den feierlichen Gebräuchen bei Heirathen wird man daher vorzüglich den Genius der Liebe eines Volks erkennen können.

Je roher ein Volk ist, desto einförmiger sind seine Sitten und Gebräuche; — aber auch schon auf der ersten Stufe seiner Entwicklung, mischt sich denselben und vorzüglich denen, die auf Geschlechtsliebe Be-

zug haben, eine bald mehr bald minder glückliche Phantasie bei. —

L a p p l ä n d e r.

Wenn im schwedischen Lappland ein Jüngling sich eine Braut ausersehen hat, geht er mit seinem Vater und einem Freunde zu den Aeltern des Mädchens, und nimmt einen guten Vorrath von Brandwein mit. Die beiden Unterhändler gehen in die Hütte, er aber bleibt vor der Thüre und beschäftigt sich mit Holzspalten, oder mit einer andern seinem künftigen Schwiegervater angenehmen Verrichtung.

Der Vater des jungen Menschen trinkt indessen dem Vater des Mädchens fleißig zu, und bei jedem Glase neigt er sich vor diesem, unter den schmeichelhaften Ausdrücken: großer Vater, ehrwürdiger Vater, höchster Vater.

Wird das Werbgeschäft günstig aufgenommen, so erscheint auf einen Wink der Heirathslustige in der Hütte, fängt mit dem Mädchen sogleich eine zärtliche Unterredung an, küßt sie, und um ihr den höchsten Grad seiner Höflichkeit zu bezeugen, reibt er seine Nase an der ihrigen.

Hierauf zieht er aus seinem Busen etliche Stücke gekochtes Fleisch, und bietet sie seiner Geliebten an. Sie schlägt es ab, giebt ihm aber zu gleicher Zeit einen Wink, ihr vor die Thüre der Hütte zu folgen. Auf nochmaliges Anbieten entschließt sie sich dann, das Mitgebrachte anzunehmen. — Nun kömmt aber der entscheidende Augenblick: der nach Genuß der Liebe sich schneude Jüngling bittet sie, ihm zu erlauben, daß er in der Hütte bei ihr schlafen dürfe. Mißfällt ihr der kühn gewagte Vorschlag, so wirft sie die Geschenke auf die Erde, und hiermit ist zu-

gleich dem Jüngling die Hoffnung ihres Besitzes gänzlich entzissen. Ist ihr aber die Bitte ihres Liebhabers angenehm, so behält sie die Geschenke, und gestattet die Prüfung der physischen Ehestandsfähigkeit.

Das Schwierigste ist nun noch die Festsetzung des Hochzeittags. Der Brautvater sucht die Vollziehung der Heirath so lang als möglich zu verzögern, denn der Bräutigam besucht nie seine Geliebte, ohne dem Schwiegervater Brandwein und Toback mitzubringen, und diesen Genuß einer so angenehmen Freigebigkeit giebt er sehr ungerne auf. Oft hält er die Verlobten mehrere Jahre mit leerer Hoffnung hin. Der ungeduldige Bräutigam besucht indessen desto öfter seine Geliebte, und fliegt, wenn er weit von ihr entfernt ist, auf einem schnell eilenden Schlitten in ihre Arme, fühlt sich glücklich, singt fröhliche Hochzeitlieder, die weder Ton noch Melodie haben.

Ist endlich der Hochzeitstag erschienen, so versammeln sich die Verwandten bei dem Vater der Braut, und alle empfangen vom Bräutigam Geschenke nach Standes Gebühr und Würden. Ein feierlicher Zug geleitet das Brautpaar nach der Kirche. An der Spitze ist der Bräutigam und hinter ihm alle Mannspersonen. Alsdann folgt die Braut, von zweien ihrer Verwandten geführt, die ihre Mützen ehrerbietig unter dem Arm tragen; hinter ihr die Weiber und Mädchen.

So freudenvoll auch das Herz der jungen Lappländerinn sein mag, so erfordert doch Wohlstand und Pflicht von einer wohlerzogenen Dirne und Tochter, bei diesem feierlichen Act gerade das Gegentheil zu zeigen. Tiefe Traurigkeit spricht aus ihren Mienen, und ihr niedergesenkter Blick verkündet die Wehmuth, mit welcher sie das väterliche Haus verläßt.

So erscheint sie am Altar. Auf die Frage, ob sie ihren Bräutigam heirathen

wolle, beobachtet sie ein tiefes Stillschweigen; bittend dringen nun die Verwandten in sie, sich zu erklären und ihre Einwilligung zu geben, aber sie beharrt bei ihrem stummen Schweigen. Endlich, nach dem alle Künste der Ueberredung erschöpft sind, spricht sie das Ja, so sacht und mit so leisem Tone aus, das es kaum das Ohr des Priesters vernehmen kann.

Je schwerer sie ihren Verwandten diesen Triumph macht, in einem desto höheren Glanze erscheint ihre jungfräuliche Sittsamkeit; von allen Lippen strömen ihr nun die süßen, ehrenvollen Lobeserhebungen ihrer Schaamhaftigkeit und Keuschheit entgegen.

Nach der Zurückkunft aus der Kirche setzen sich die Hochzeitgäste zu Tische. Das Gastmahl gleicht einem förmlichen Pickenik, ein jeder bringt sein Fleisch und seinen Brandwein, die Hauptbestandtheile einer lappländischen Tafel, mit.

Ist die Zahl der Gäste so groß, daß der Raum der Hütte sie nicht faßt, so steigen die Jüngsten auf das Dach, lassen einen Strick herab, an welchen das, was sie fordern, gebunden wird. Einer aus der Gesellschaft stellt den Haushofmeister vor, und versieht die andern mit Speis und Trank.

Die Neuverhehlchten sind verpflichtet, von der Hochzeit an, noch ein ganzes Jahr dem Vater des Mädchens zu dienen. Dann hängt es aber von dem jungen Manne ab, überall wo er will, seine eigene Haushaltung anzufangen, und alles ihm Zugehörige mitzunehmen.

Wohlhabende Väter geben ihren Töchtern oft zwei hundert Rennthiere mit. Auch empfängt der Mann von allen Verwandten, die er mit Geschenken beehrte, vier und fünfmal so viel zum Gegengeschenk.

Minder reich an Gebräuchen ist die Feier der Hochzeit bei den russischen Lap-

pen. Hier versammeln sich die hochzeitlichen Gäste in der Wohnung des Bräutigamsvaters. Der ganze Act der ehelichen Verbindung wird durch ein auf den Zweck der Ehe aufspielendes Symbol bekräftigt und besiegelt. Man nimmt nämlich einen Stahl und Stein, und schlägt beide zusammen, daß Feuerfunken heraussprühen. Der Feuerstein, sagen sie, enthält eine Quelle von Feuer, welches sich nicht eher äußert, als bis es durch das Eisen erweckt wird; eben so findet sich in beiden Geschlechtern eine Lebensprincip, das sich nicht eher zeigt, als bis beide miteinander vereinigt sind.

Auch bei den

E s t e n

im europäischen Rußland, werden die ersten
Werbgeschäfte um eine Braut mit Brand-

wein gemacht. Den Aeltern Brandwein senden, heist, bei ihnen um ihre Tochter *ansprechen*; denselben trinken, gilt für ein Zeichen des *Jaworts*. Doch gebraucht der Heirathslustige die Vorsicht, ehe er auf diese Art anspricht, durch ein altes Weib zu erforschen, wie die Aeltern des Mädchens, auf das er Jagd¹ macht, gesonnen sind.

Hierauf erscheinen zwei Freiwerber in dem Hause des Mädchens, und geben unter der lächerlichen Einleitung: „es sei ihnen ein Stück Vieh weggekommen, welches zu suchen sie gekommen wären,“ ihr Anliegen zu erkennen.

Nach einem kurzen Wechsel der Rede bieten sie den Aeltern und der Dirne von ihrem mitgebrachten Brandwein an. Trinken diese nicht, so ist es ein Zeichen ihrer Abneigung; trinken sie aber, so werden alle Anwesende mit diesem Getranke bewirthet.

In diesem Falle kommt nach einiger Zeit der Bräutigam selbst, und bringt Brandwein und Geschenke mit. Dreimal muß er den Besuch wiederholen und nie den Brandwein vergessen. Auch wenn er außerdem zur Braut kommt, ist er nie ohne dieses seinen künftigen Schwiegerältern angenehme Getränk.

Dafür darf denn auch die Braut alle Wünsche ihres Liebhabers begünstigen, oder vielmehr berechtigt eine Landessitte die Liebenden, ihre gegenseitige physische Ehestandsfähigkeit zu prüfen. Dieser Umgang mag Folgen haben oder nicht, so kann doch die künftige Ehe von einem oder dem andern Theile widerrufen werden; der Schuldige verliert aber die gegebenen Geschenke oder muß die empfangenen doppelt vergüten.

Auch bei den *Esten* erfolgt die Hochzeit erst zwei oder drei Wochen nach der Trauung. Die Feierlichkeit fängt in der Woh-

nung der Braut an, und hört in dem Hause des Bräutigams auf. An Essen und Trinken darf es nicht fehlen, eine gedeckte mit kalten Speisen, Brod, Butter, Würste, Fleisch und eine Art Kuchen besetzte Tafel, steht jedem Geladenen offen.

Am ersten Hochzeitstag kommt der Bräutigam bei der Braut des Abends mit seinem Gefolge an. Ein Herold, mit einer Art von Ordensband behängt und mit bloßen Degen reitet voraus, ein verheiratheter Mann, als Bräutigamsvater, oder in der estnischen Sprache, *Vaterkerl*, begleitet den Bräutigam; beide sind so wie der Herold mit Ordensband und Degen versehen; die übrigen folgen nach. Der Bräutigam muß dreimal um das Haus herum reiten, und in das Dach schlagen; läßt er sich dabei erhaschen, so muß er etwas bezahlen. Eine Auspückung auf den in älteren Zeiten üblich gewesen, gewaltsamen Raub der Braute.

Zu dem Staate der Braut gehören, ein Brautvater, eine Brautmutter und einige Weiber zum Singen, die man *Kasikad* nennt, vermuthlich wegen des in den Hochzeitliedern häufig vorkommenden *Kasike Kanike*, das ist, schönes Kätzchen.

Die Braut ist bei der Ankunft ihres Bräutigams versteckt und mit einem Gürtel umgeben. Sie wird aufgesucht, und alsdann fängt sogleich das Tanzen an. Hierauf setzt man sich zu Tische und speist Suppe, Fleisch und Braten.

Die Braut wird mit einer wollenen Decke, die ihr auch schon nach der Trauung auf das Gesicht gelegt wurde, verhüllt, und der so genannte Brautvater steckt ihr einige Bissen unter der Decke in den Mund.

Nach dem Essen tritt der Bräutigam seinen und der Braut Löffel in Stücke, wahrscheinlich um einer zu befürchtenden Zauberei vorzubugen.

Der Bräutigam und einige der vornehmsten Hochzeitsgäste führen beständig, selbst bei dem Tanze, einen bloßen Degen in der Hand, und so oft sie durch eine Thüre gehen, berühren sie mit demselben kreuzweise Schwelle und Pfosten. Auch diese Ceremonie mag wohl ihren Ursprung von der alten Gewohnheit, die Weiber zu rauben, haben.

Nachdem die ganze Nacht mit Tanzen, Schmauszen und Saufen zugebracht worden, wird die Braut gegen Morgen in einem feierlichen Zug in das Haus des Bräutigams geführt. Die Braut hat ihren Bruder oder unter dessen Namen einen Fremden zum Fuhrmann. Ihr Kasten und einige gefüllte Trinkgeschirre, anweilen auch ihre Aeltern, folgen der Gesellschaft.

Sobald sie in des Bräutigams Hause ankommt, wird sie gehaubet. Bei dieser Ceremonie muß sie sich auf ihres Bruders Schoos setzen. Der Bräutigam, der Bräuti-

gamsvater und der Herold tanzen mit aufgehobenem Degen um sie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schoos, dem sie ein paar Strümpfe schenken muß. Eine Mannsperson bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für diese Ehre ein Geschenk an Geld. Alsdann setzt ihr eine der vornehmsten Weiber, mit Beihülfe anderer, die lange Haube auf, nebst den dazu gehörigen Tüchern und giebt ihr einen Backenstreich. Die Singweiber lassen ihre Hochzeitlieder aus vollem Halse erschallen. Die Braut giebt jedem Gaste ein Stückchen Butterbrod, darauf wird gegessen und getautzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gast, durch den Brautigamsvater Geschenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden, bestehen in Hemden, Gurten, Strümpfen und Handschuhen.

Der Austheiler wirft in den ausgelerten Korb ein Geschenk an Geld; alle Gäste thun

ein Gleiches, und versprechen dabei Geschenke an Bienenstöcken, großen und kleinem Vieh, welches sie auch nach der Hochzeit richtig abliefern.

An andern Orten tragen die Singweiber Bier mit Honig vermischt herum, und nöthigen durch ein Lied, dessen Inhalt ist: Koste, schmecke, bezahle! jeden Gast davon zu trinken, wobei abermal für die Braut Geschenke an Geld gesammelt werden.

Endlich bringt man das neue Paar zur Feier der Brautnacht in den Viehstall, wo die Frau beim Aufstehen ein Geschenk auf ihrem Lager hinterlassen muß. Ein Gleiches hat sie, wenn sie am Morgen im Hause herum geführt wird, und zum erstenmal als Frau den Ofen fegt.

In gewissen Gegenden wird am Morgen nach der Brautnacht dem jungen Weibe das Haar abgeschnitten, und ihr ein besonderes Band vor die Stirne gebunden, woran

Geld oder Zahlpfennige hängen; dieses darf sie ein Jahr tragen. Bemerkt man den Ehestandsseegen zu früh bei ihr, so wird ihr dieser Schmuck abgerissen. —

Bei den

Letten

geschieht die Verlobung in Abwesenheit des Bräutigams, der durch seinen angenommenen Brandwein bereits das Jawort erhalten hat. Zur Verlobung erscheint im Namen des Bräutigams ein Freiwerber nebst einem Weibe. Von Seiten der Braut sind ein Weib nebst zwei Mannspersonen bestellt, einer der sie herbeiführt, ein anderer der für sie spricht. Sobald der Freiwerber kommt, wird sie von einem der vornehmsten aus einer Kammer gebracht, in Begleitung vieler Dirnen. Vor ihr her werden zwei Lichter getragen und eben so viel hinter ihr, ob gleich die Zeremonie am

L

Tage geschieht. Auf dem Kopfe hat sie eine Krone in Gestalt eines Daches, die mit Marienglas besetzt, sehr glänzend und schwer ist. Der Freiwerber sagt: er sey einer Spur nachgegangen, die ihn bis in dieses Haus geführt habe. Der Brautführer fragt, was er denn suche? Jener antwortet: er suche jemand zum Kleider waschen, Strümpfe stricken u. dgl. Der Führer: suche dir aus, hier sind Dirnen genug. Der Freiwerber: Nein, gib du mir selbst! der Führer giebt ihm die Braut. Sogleich tritt der Sprecher von Seiten der Braut herbei, und fragt den Stellvertreter des Bräutigams, ob er ordentlich und gebührend mit ihr leben, sie ernähren und lieben wolle u. s. w.? der Repräsentant bejahet alles. Hierauf geben sich beide Deputirte zur Bestätigung die bloßen Hände, auf die ein Dritter mit der Seinigen einen sanften Schlag thut.

Nun wird die Braut hinter den Tisch

geführt. Die zwei Weiber von des Bräutigams und der Braut Seite nehmen eine bereit stehende Kanne mit Honigbier und trinken. Alsdann trinken die Braut, ihr Führer, ihr Sprecher, der Freiwerber und hierauf alle Anwesende. Alle geben sich einander die Hände, die mit einem Schnupftuche bedeckt sind. Nachdem man die Braut von der andern Seite des Tisches wieder hervorgeführt hat, wird ihr die schwere Krone abgenommen und ein Band um das bloße Haupt gelegt. Alsdenn nimmt das hochzeitliche Gastgebot seinen Anfang.

Die Hochzeit wird gewöhnlich am dritten Tag nach der Trauung gefeiert. In einigen Gegenden hat der Bräutigam einen, in andern zwei Bräutigamskerl. Diese und jener hängen sich eine Gurt und ein weißes Tuch kreuzweise, wie Ordensbänder um die Schultern. Der Bräutigam hat noch über dem Tuche ein seidenes Band, und ge-

meiniglich einen besondern Rock von blauer und grauer Wolle. An vielen Orten führen sie auch Degen.

Nachdem der Hochzeitschmaus einige Tage in dem Hause der Braut gedauert hat, so wird diese nun bei nächtlicher Zeit unter dem feierlichen Geleite ihrer und ihres Bräutigams Verwandten in die Wohnung ihres künftigen Mannes gebracht. Sie sitzt ihrer Schwiegermutter oder unter deren Namen einer andern im Schoofse. Man erkennt sie beim Scheine des Monds an ihrer glänzenden Krone. Einige Begleiter sprengen voraus um sie an der Wohnung des Mannes zu empfangen und vom Schlitten oder Wagen zu heben; dies darf sie aber nicht geschehen lassen, sondern muß allein hurtig herabspringen. Bei ihrer Ankunft wird viel geschossen. Hier wird sie nun gehaubet. Die Schwiegermutter setzt ihr die Haube auf, und giebt ihr dabei einen Ba-

ckenstreich, den sie sogleich ihrem Bräutigam ziemlich derb wiedergiebt. Hierauf muß sie zum erstenmal die Wirthin vorstellen, Brod auftragen und den Gästen Brandwein reichen. An einigen Orten wird ihr bei dem Hauben, nach estnischer Art ein Kind in den Schoofs geworfen. Die Brautkammer ist allezeit, selbst in der strengsten Kälte, die kalte Klete, (ein zur Aufbewahrung des Kornes etc. bestimmtes Gebäude) dahin werden beide zur Feier der Brautnacht gebracht, aber nach einigen Minuten schon wieder geweckt, da sie sogleich bereit seyn und wieder heraustreten müssen. Alsdann giebt man ihnen eine Schüssel mit Wasser zum Waschen, und wenn dies geschehen ist, werfen sich beide ein Schnupftuch zum Abtrocknen zu. In einigen Gegenden werden zwei Schüsseln hingesezt, deren eine der Bräutigam, die andere die Braut mit dem Fusse umstößt, und es ist

eine Ehre sich hierbei an Hirtigkeit zu übertreffen.

Auch muß der Bräutigam eine, von zwei Mannspersonen waagerecht gehaltene Stange zerbrechen, zum Zeichen, daß wer zwischen beiden Eheleuten Uneinigkeit stiftet, eben so zerbrochen werden solle.

Wenn bei den

M o r d u a n e n

die Braut aus dem Dorfe, wohin sie eingepfarrt ist, zurückkommt, welches in einem Wagen geschieht, über dem ein weisses Tuch ausgespannt ist, und worin zugleich die Freiwerberinnen sitzen, wird sie von zwei Freunden des Bräutigams, unter beständigem Geheule vom Wagen gehoben, und bis vor die Hausthüre gleichsam getragen, wo sie zwischen den Brautführern und Freiwerberinnen von der ganzen weiblichen Dorfschaft begrüßet wird.

Darauf kommt die Mutter mit einer runden Pfanne voll Hopfen, den sie mit einem brennenden Späne anzündet und setzt die Pfanne an den rechten Fuß der Braut nieder, die solche aber von sich stößt. Dies wird zweimal wiederholt, und jedesmal etwas von dem zerstreuten Hopfen in die Pfanne gescharrt. Man bemerkt genau, wie die Pfanne fällt; taumelt sie auf die verkehrte Seite, so bedeutet dieses dem jungen Paar allerlei Unglücksfalle, fällt sie aber dergestalt, daß die Hölhlung oben ist, so gilt es für eine glückliche Vorbedeutung. — Hierauf folgt eine öffentliche Austheilung von dickem Grützbrei, wobei sich Alt und Jung aus dem Dorfe einfunden; man giebt einem jeden eine Kelle voll, dem einen in den Hut dem andern in den Rokzipfel, oder wohin er es sonst haben will.

• • •

Ehemals bestand in *Rusland* die Vollziehung der Hochzeit in der wirklichen Feier der Umarmung; die Verlobten begaben sich bei hellem Tage in die Brautkammer; vor derselben stand ein Bedienter, der durch ein Zeichen dem Augenblick der Vollziehung der Hochzeit verkündigen mußte, um denselben mit Trompeten und Paucken zu feiern.

Bei den

Tatarn in Sibirien

versammeln sich die zur Hochzeit geladenen Gäste in dem Hause, worin dieselbe gefeiert werden soll. Hier findet man alle Bänke mit Decken behangen und eine Tafel mit allerlei Erfrischungen besetzt.

Vor dem Hause sind lange Stangen aufgesteckt, woran man gewisse Preissè befestigt, welche das Brautpaar austheilt. Der Erstkommende empfängt den besten Preis, der Letzankommende den geringsten. Zu

diesem Wettrennen werden an einem gewissen Ort der Stadt Pferde in Bereitschaft gehalten.

In dem Zimmer der Braut wechselt Musik mit fröhlichen Hochzeitliedern. Das Trinken wird dabei nicht vergessen.

Sind die Gäste beisammen, so führen die Verwandten der Braut den Bräutigam in den Hof, den er dreimal umgeben muß; kommt er bei dem Zimmer der Braut vorbei, so wirft man Stückchen von Tuch zum Fenster heraus, worüber das Volk unter lautem Jubel herfällt.

Hierauf begiebt sich der Bräutigam in das Zimmer worin der Priester ist, dieser fragt ihn, ob er die Person zur Ehe verlange. Alsdann schickt man zur Braut, und laßt eben dieselbe Frage an sie thun.

Haben sie nun beiderseits mit Ja geantwortet, und auch die Eltern ihre Einwilligung gegeben, so erklärt der Priester dem Bräutigam, die im Lande üblichen Ehege-

setze, von denen die Pflicht, ohne Bewilligung der ersten Frau nicht noch eine andere zu nehmen, ein Hauptartikel ist. Darauf segnet er das junge Paar ein, und endigt diese Zeremonie mit einem lauten Gelächter, wozu alle Umstehende mit einstimmen.

Viele Hochzeitgäste bringen einen Zuckerkuchen zum Geschenk, der in Stücke geschlagen und unter die ganze Gesellschaft theilt wird. Man begiebt sich alsdann in einen grossen Saal, wo das Mittagmahl aufgetragen wird. Die Feier der Hochzeit dauert gewöhnlich drei Tage, die unter festlichem Schmausen und Sausen vollbracht werden.

Den Tag nach der Hochzeit versammeln sich bei der Neuvermählten ihre Verwandte und trauesten Freundinnen, den Verlust ihrer Jungfräuschaft zu beweinen. Sie sitzt hinter einem Vorhange von vielen Jungfrauen umgeben: den näheren Platz an ihrer Seite nimmt eine ihrer liebsten Ge-

spielinnen ein. Beide sind mit einem großen weissen Tuch bedekt. Alle übrigen Frauenzimmer kommen und umarmen sie eine nach der andern und gehen dann wieder zurück.

Endlich erscheinen zwei Freunde des jungen Mannes, und stimmen den feierlichen Brantgesang an. Unterdessen weinen alle Jungfrauen und Weiber, und die Braut drückt ihre Wehmuth durch ein tiefes Schluchzen aus.

Wenn das Lied geendigt ist, gehen die Mannspersonen hinter den Vorhang, ergreifen den Teppich, worauf die Braut mit ihrer Gespielin sitzt, an den vier Enden, und tragen sie verhüllt in ein anderes Haus. Hier werden dieselben Gebräuche wie vorhin noch einmal wiederholt. Allgemeiner Gesang und Tanz nimmt nun seinen Anfang. Die Braut verweilt hier bis zum andern Tag, wo sie der junge Mann in seine Wohnung abholt.

Unter den

Kamtschadalen

werden die Töchter zwar gegen die Arbeiten einer bald kürzeren, bald längeren Dienstzeit von den Vätern verkauft, allein die Väter übergeben ihre Töchter nicht dem Ersten dem Besten, ohne ihre Neigung zu Rathe zu ziehen.

Wenn ein Jüngling ein Mädchen als Gattin zu besitzen wünscht, geht er in ihre Wohnung, fängt ohne ein Wort von seiner Absicht zu sagen, alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit an, und sucht sich durch hervorstechende Arbeitsamkeit seinen Schwiegerältern und seiner Geliebten zu empfehlen. Eben so wenig bekümmert man sich oder fragt ihn um seine Liebe, während er eine ganze Reihe von Jahren im Arbeiten allen Fleiß anstrengt

Gefällt er seiner Sbhönen nicht, so ist

alle seine angewandte Mühe umsonst gewesen, und er muß ohne alle, oder doch nur sehr geringe Vergeltung für seine Dienste, die Wohnung verlassen. Giebt ihm aber das Mädchen Zeichen seiner Gunst, so spricht er den Vater um sie an.

Der Vater schlägt ihm seine Tochter nie ab; er sagt zu ihm: du bist ein fleißiger Bursche, fahre also fort, und siehe zu, wie du deine Geliebte bald betrügen, und in deine Gewalt bekommen kannst.

Diese Erlaubniß giebt nun dem jungen Freier das Recht, jede Gelegenheit zu benutzen, seine Braut zu überraschen und sich ihrer auf eine gewisse Art zu bemächtigen.

Da aber alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet sind, eine Braut gegen die Unternehmungen ihres Liebhabers zu vertheidigen, und da jene sich sorgfältig in acht nimmt, daß sie mit diesem nicht alleine, weder in noch außer der Wohnung

zusammenkomme, so wendet der geduldige Freier oft lange und vergeblich alle List an, zu seinem Ziel zu kommen.

Ueberdies verwahrt sich die Braut sorgfältig gegen alle Angriffe, indem sie ihre engen Röcke oder Hosen mit starken Riemen befestiget und mit Fischernetzen umwindet.

Sobald nun der Bewerber einen glücklichen Zeitpunkt wahrnimmt, sein Mädchen allein, oder in der Gesellschaft weniger Gespielinnen anzutreffen, fällt er plötzlich über sie her, schneidet mit steinernen Messern Netze, Riemen und selbst die Hosen, wenn er sie nicht aufknüpfen kann, entwei-

Hierauf nimmt er sein Halsgehänge ab, und steckt solches als ein Zeichen seiner Eroberung in die Hosen des Mädchens.

Die junge Schöne erhebt hierbei ein lautes Geschrei: kommen andre Mädchen und Frauen hinzu, so wird ihm der Sieg sehr schwer gemacht. Sie schlagen ihn mit

Fausten, reißen ihn bei den Haaren von der Braut weg, und verwunden ihn oft so, daß ihm auf lange Zeit die Lust vergeht, einen ähnlichen Versuch zu wagen.

Ereignet sich hingegen ein solches Scharmützel nicht, oder ist er dessen ungeschadet stark genug mit seinem Mittelfinger das *non plus ultra* zu erreichen, so hat er gewonnen. Die Braut selbst verkündigt diesen Triumph durch den weinerlichen Ton: *Ni! ni!* Alle laufen sogleich hinweg und lassen das glückliche Paar allein.

Oft macht Temperament und Liebe des Mädchens, ihrem Bräutigam den Sieg minder schwer; doch darf jener nie, der weiblichen Ehre wegen, ohne allen Widerstand zum Ziel gelangen.

Man hat aber auch Beispiele, daß Jünglinge sieben Jahre hindurch gekämpft haben, und fast ganz zu Krüppel geworden sind, und doch ihre Geliebte nicht errungen haben.

Der Liebhaber führt seine bezwangene Braut nach seinem Dorf und zeigt sie seinen Verwandten und Freunden. Nach einigen Tagen kommen sie von da zurück, und besuchen die Verwandten der Braut. Nun beginnt das feierliche Opfer eines Fischkopfs. Man spricht über denselben und den Strick, womit er umwunden wird, allerlei Beschwörungen aus, zieht der jungen Frau ein langes Kleid von Schaaffellen an, und behängt sie mit vier großen schweren Bildern, unter deren Last sie fast erliegt.

Die Zeremonie geschieht auf Kahnen und Schiffen. Ein Knabe empfängt die Braut beim Aussteigen, und führt sie in die Hütte ihres Vaters; ein altes Weib trägt den Fischkopf vor ihr her, und alle übrige folgen nach; dieser Fischkopf wird nun auf die letzte Stufe der Treppe gelegt, von dem neuen Ehepaar und allen Anwesenden mit Füßen getreten, und dann in das Feuer geworfen.

Der junge Ehemann bereitet von seinen mitgebrachten Lebensmitteln ein festliches Mahl, und bewirthe die anwesenden Gäste. Dieses Fest dauert einige Tage lang. Das junge Paar bleibt nun entweder in der Wohnung des Brautvaters, oder begiebt sich nach dem Dorfe des Mannes.

Aus obigen Zeremonien sieht man deutlich, daß die Kamtschadalen den Jüngling prüfen wollen, ob er das Mädchen auch wirklich liebe. Sie schliesen aus seiner Standhaftigkeit, aus seinem unablässigen Muth, daß es ihm ernstlich darum zu thun ist, ihre Tochter zu besitzen. Da die Kamtschadalen oft im Kriege verwickelt sind, und einander Weiber und Lebensmittel rauben, so verlangt die Frau einen Mann, der sie beschützen und vertheidigen kann.

Man wird hieraus auch zugleich begreifen können, daß die von ihren Liebhabern so eroberten Bräute, nun auch als Weiber

einen gewissen Ascendant über ihre Männer behaupten werden. Sie nehmen sich das Recht über alles zu befehlen, und alles im Hause unter ihrer Verwahrung zu halten, woran etwas gelegen ist.

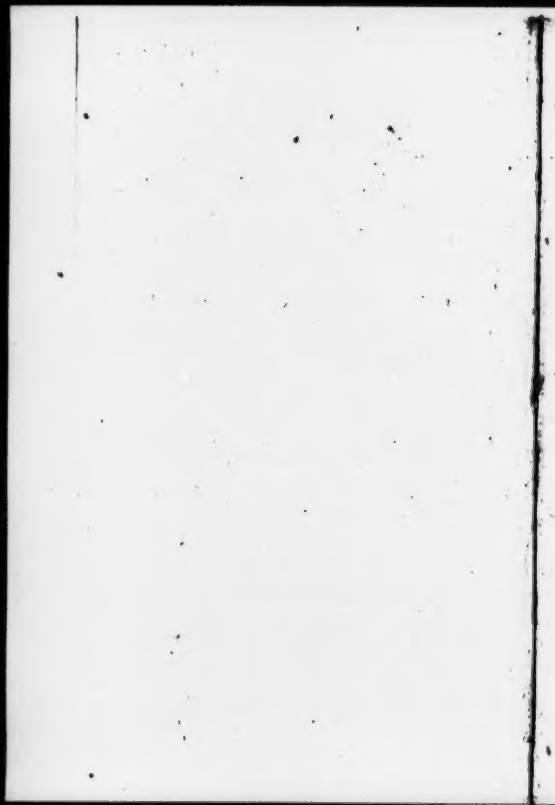
Versieht der Mann etwas, so untersagt ihm die Frau den Toback und ihre Umarmung, zwei Dinge, die seine ersten Bedürfnisse sind, und die wieder zu erlangen, er im Bitten und Schmeicheln alle seine Kunst aufbietet.

Die Kamtschadalinnen sind übrigens in den Geheimnissen der Venus Pandemos gar nicht unerfahren; sie geben sich ihren jungen Männern nie auf einmal ganz hin; stufenweise müssen sie immer weiter zu kommen suchen, immer feuriger werden, um durch Verlängerung des Genußes, durch längere Züge aus dem Zauberbecher der Wollust, die unersäuliche Begierde ihrer Weiber zu befriedigen.

Ende des ersten Theils.

Die
Feier der Liebe.

Zweiter Theil.



Bei den Heirathen der

N e u e r n G r i e c h e n

heerrscht der sonderbare Gebrauch, daß sich die Verlobten einen Pathen oder eine Pathe, ja manchmal deren drei oder vier wählen.

Der *Pope* empfängt das Brautpaar an der Kirchthüre, und macht damit den Anfang, daß er es um seine Einwilligung fragt. Alsdann fährt er es zum Altar, und setzt beiden einen Kranz von Weinblättern, mit Bändern und Spitzen umgeben, auf das Haupt.

Er steckt dem Bräutigam einen goldenen, der Braut aber einen silbernen Ring an den Finger, und wechselt solche mehr als drei-

Signal an dem Finger, dergestalt, daß er bald der Braut den Ring des Brautigams, bald aber diesem den Ring der Braut von dem Finger zieht.

Die Pathen nähern sich darauf, und machen eben diese Zeremonie mit den Ringen des Brautpaars. Wenn dieses geschehen ist, nehmen die Pathen den jungen Eheleuten die Kränze vom Kopfe, ergreifen sich bei den Händen und gehen einigemal im Kreise mit einander herum, wobei ihnen von den Umstehenden Faustschläge und Stöße mit den Fäusen gegeben werden.

Hierauf nimmt der *Pope* ein Messer, und schneidet damit etliche längliche Stücke Brod ab, die er in eine Schüssel legt, und Wein darauf gießt. Er ißt eins davon, und überreicht davon ein anderes, zuerst der jungen Ehefrau, hernach dem jungen Manne, und endlich auch allen Anwesenden.

Der Bräutigam giebt unter dem Segen des Priesters seiner Braut den Kuß der Liebe, und beide halten brennende Kerzen in der rechten Hand.

Die eheliche Verbindungen, welche

Die T ü r k e n

schließen, werden entweder auf die ganze Lebenszeit eingegangen, oder sie dauern nur eine kurze Zeit, die man theils unbestimmt läßt, theils durch einen Vertrag festsetzt. In diesem Falle werden die Bedingungen von dem Kadi entworfen und in ein Protokoll eingetragen. Man nimmt die Braut ohne alle Feierlichkeiten an, und verabschiedet sie wieder ohne alle Umstände. Von dieser Ehe ist der Konkubinat mit Sklavinnen, der ohne weiteren Vertrag statt findet, verschieden.

In erstern Falle verbinden sich die Türken zwar auf Lebenslang, aber ohne

dafs das Band durch gegenseitige Einwilli-
gung hervorgebracht würde; man verspricht
dieselben schon einander, ehe sie einmal
im Stande sind zu wählen. Vater und Mut-
ter vergleichen sich über die Punkte der
Heirath. Den Verlobten wird kein Um-
gang, ja sich nicht einmal zu sehen,
erlaubt; sie kennen sich also weder von
Person, noch von Karakter.

An dem Tage der Hochzeit steigt die
Braut zu Pferde, und begiebt sich unter
einer Musik, von Frauenzimmern und Skla-
ven begleitet, in die Wohnung ihres Bräu-
tigams. Ihren ganzen Körper verhüllt ein
Schleier und über ihrem Haupte wird ein
Baldachin getragen. Der von den Aeltern
ihr mitgegebene Brautschatz ist im Gefolge;
Pferde und Kameele sind mit Kasten und
Packen beladen, die oft leer sind, oder
nichts als Kleinigkeiten enthalten, und die nur
dem Zuge ein stolzes Aussehen geben sollen.

Der Bräutigam empfängt seine Braut an der Thüre; sie reichen sich die Hände, und geben sich die zärtlichsten Versicherungen der Liebe, obgleich ihr Herz davon nichts weiß.

An der feierlichen Verbindung der Ehe, haben die Priester nicht den geringsten Antheil. In Gegenwart des weltlichen Richters verpflichtet sich die Mannsperson eidlich zur Ehe, und verspricht auf den Fall des Todes oder der Scheidung, der Gattin ein Gewisses auszusetzen, worüber sie nach Gefallen disponiren kann. Der Richter allein unterzeichnet den Kontrakt, und der Inhalt desselben faßt weiter nichts in sich, als die Namen der Heirathenden, und diejenige Summe, welche der Mann seiner Braut zur Entschädigung für den Verlust ihres vorigen Standes verspricht.

Bei der Zeremonie selbst ist die Braut nicht gegenwärtig, sondern ein Bevoll-

mächtigster erscheint in ihrem Namen. Die Verwandten führen den Bräutigam mit einigen Feierlichkeiten in das Haus der Braut, worunter auch diese gehört, daß einige von ihnen zwei entblößte Degen über seinem Kopf auf dem Wege zusammen halten, um dadurch Bezauberung zu verhüten.

Wenn sich am Abend das junge Paar in die Brautkammer begeben hat, so kleidet der Bräutigam die Braut aus. Zur Keuschheit einer türkischen Braut gehört vorzüglich die Sorgfalt, ihren Leibgürtel mit einer Menge Knoten zu befestigen. Diese löset der Bräutigam auf, während die Braut ein *andächtiges* Gebet verrichtet. Da jene mühsame Arbeit oft eine Stundenlange Beschäftigung ist, so läßt es sich denken, welche Probe dies für die Geduld des Bräutigams und die Andacht der Braut sein muß.

Den Tag nach der Hochzeit erscheinen die jungen Hochzeitsgäste wieder bei den

Neuvermählten. Findet sich, daß der Mann mit der unentweihten körperlichen Keuschheit seiner Braut zufrieden ist, so werden die hochzeitlichen Feierlichkeiten verdoppelt. Hat der Mann hingegen keine Merkmale der unbefleckten Keuschheit gefunden, so wird die Braut mit Schimpf behandelt, und ihren Aeltern wieder zurückgeschickt. Die Rache dieser geht oft so weit, daß sie wegen solcher auf sie zurückfallenden Schande, ihre Tochter auf der Stelle ermorden.

D i e P e r s e r

haben wie die Türken dreierlei Arten von Ehen, welche von den Gesetzen begünstigt werden. Sie heirathen nämlich entweder förmlich, oder niethen eine Frau auf eine gewisse Zeit, oder sie verbinden sich mit Sklavinnen.

Auch in Persien geschehen die Heirathen durch Bevollmächtigte, weil die Frauen sich vor den Männern nicht sehen lassen dürfen.

Die Aeltern beider Theile versammeln sich in der Wohnung der Tochter. Der Vater empfängt den Bräutigam in Begleitung seiner Verwandten, umarmt ihn, führt ihn in das Zimmer, wo der Kontrakt geschlossen werden soll, und entfernt sich. Hier sind die Prokuratoren und ein Priester. Die Braut befindet sich in Gesellschaft vieler Frauen in einem Nebenzimmer, dessen Thüre nur halb geöffnet ist, damit Niemand darin gesehen werden kann. Der Prokurator der Braut wendet sich nun gegen das Zimmer, worin sich solche befindet, und ruft die Heirath also aus: *Ich N. Prokurator, von euch dazu bevollmächtigt, verheirathe euch jetzt an N. Ihr werdet seine beständige Frau für die festgesetzte Morgengebe seyn. Der*

andere Prokurator antwortet hierauf: Ich N. Prokurator, von N. bevollmächtigt, nehme in seinem Namen die beständige Frau N. an, welche ihm durch N. den hier gegenwärtigen Prokurator gegeben worden, unter Bedingung der versprochenen Morgengabe. Hierauf muß die Braut die Genehmigung des Versprechens mit Ja bekräftigen. Dieser Kontrakt wird besiegelt, und der Frau in Verwahrung gegeben. Die Freiwerberinnen sind gemeiniglich die Mütter oder alte Weiber.

Die feierliche Hochzeit geschieht gewöhnlich bei dem Bräutigam und dauert zehn Tage. Am zehnten Tage wird ihm bei hellem Tage die Mitgabe seiner Frau zugeschiekt. Solche besteht in ihrer Kleidung, in Edelgesteinen, einer Menge von Hausgeräthe, in Sklaven und Verschnittenen. Viele Kameele sind damit beladen, und ein Chor Musikanten macht die Begleitung. Oft leihet man allerlei Geräth-

schaften, und leere Kasten, um den Trost zu vergrößern.

Die Braut wird des Nachts unter einer rauschenden Musik, ganz verschleiert, von zwei Frauen und Verschnittenen begleitet, in das Haus des Bräutigams geschickt. Eine Stunde nach ihrer Ankunft führen sie zwei Matronen in das Schlafgemach, ziehen sie aus, und legen sie in das Bett. Bald hierauf erscheint der Bräutigam von Verschnittenen oder alten Weibern begleitet, und erblickt nun seine Verlobte zum erstenmal.

Bei den

B e d u i n e n

einer nomadisirenden Nation in dem wüsten Arabien, werden die Heirathen so geheimnißvoll gehalten, wie ein verbotnes Liebesverständniß in Spanien oder Italien.

Da überhaupt den Morgenländern aller Umgang mit andern Weibern und Töch-

tern versagt ist, so erwacht die Liebe nicht durch den Anblick eines schönen Mädchens in dem Herzen eines Jünglinge, sondern durch das, was er von demselben hört.

• Doch sind unter den herumstreifenden Arabern, den *Beduinen*, die Väter oft so gefällig, den in ihre Tochter verliebten Jüngling im Zelt zu verstecken, um ihm insgeheim den erwünschten Anblick ihrer Tochter zu gewähren, oder auch die Schöne von der Neigung eines Jünglings unterrichtet, laßt ihren Schleier vor den Augen des Liebhabers, wie von ungefähr, fallen.

Der junge Mensch wirbt alsdann durch einen seiner Verwandten um die Hand des Mädchens. Man vereinigt sich über den Kaufpreis, der dem Schwiegervater bezahlt werden soll, der immer in Schaafen, Kameelen und Pferden, nie im Gelde be-

steht; dieser Kontrakt wird vor dem Kadi und einigen Zeugen schriftlich vollzogen.

Nach geschlossenem Vertrag wird die Braut von Weibern in das Bad geführt, wo sie dieselbe waschen, ihre Haare salben und ihr die besten Kleider anziehen. Dann wird sie auf ein mit Decken, Blumen und Zweigen geschmücktes Pferd oder Kameel gesetzt, und mit Musik in das Zelt gebracht, wo die Hochzeit gefeiert werden soll.

Die Mannspersonen begleiten ihrer Seits den Bräutigam ebenfalls in das Bad, ziehen ihn auf das Beste an, und führen ihn zu Pferde in einem feierlichen Zuge wieder zurück.

Die Mannspersonen machen sich bei dem Bräutigam, die Frauenspersonen bei der Braut lustig; diese tanzen, singen, spielen auf kleinen Trommeln, und sagen der Braut über ihre Schönheit und Verdienste tausend Schmeicheleien. Hierauf beten alle

und bitten Gott, daß er die Eheleute vor den Augen des Neids, d. h. vor Bezauberung, welche böse Leute an ihnen ausüben möchten, bewahren wolle.

Wenn es Abend wird, bringt man die Braut zu ihrem Manne, der sie in einem besondern Zelte allein und sitzend erwartet. Sie sagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Kompliment, der mit einer ernsthaften Miene sitzen bleibt, kein Wort spricht, und sich nicht eher beweget, als bis die Braut vor ihm niederkniet, da er ihr denn ein Stück Gold oder Silber auf die Stirne legt. Diese Zeremonie wird an demselben Abend dreimal wiederholt, und jedesmal verändert die Braut ihre Kleider. So oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er sie auf gleiche Art, und mit eben der Ernsthaftigkeit. Bei dem drittenmal, da ihm die Braut vorgeführt wird, steht der Bräutigam

auf, umarmt sie, und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen wollen. Hier bleiben sie etwa eine Viertelstunde allein, und opfern die Erstlinge ihrer Liebe; hernach waschen sie sich beiderseits mit kaltem Wasser, und kleiden sich um.

Die junge Frau begiebt sich wieder zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt dazselbst die Beweise der unbeflekt gewesenen körperlichen Reinigkeit seiner Braut. Jedermann wünscht ihm Glück, und man bringt den Rest der Nacht vergnügt zu. Das Fest dauert noch den folgenden Tag; alsdann entfernen sich alle, und das junge Paar fängt seine Haushaltung an.

Unter allen Verwandten ist der Brautvater der Einzige, welcher sich nicht bei der Hochzeit einfundet, weil er glaubt, seine Ehre erfordere, daß er, während seine
Toch-

Tochter im Begriff ist, eine Frau zu werden, sich nach Hause begeben.

Bei andern arabischen Stämmen beobachtet man noch seltsamere Gewohnheiten, Der Bräutigam, von einem Trupp junger Leute begleitet, die, wie er selbst, mit Stöcken bewaffnet sind, dringt in das Zelt der Braut ein, als ob er sie mit Gewalt entführen wollte. Die Weiber, welche eben so bewaffnet sind, widersetzen sich, und er muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er seine Braut sogleich in Besitz haben will; der Streit wird daher meistens so ernsthaft, daß der Bräutigam selten mit heiler Haut davon kommt.

Unter allen Nationen ist vielleicht keine, bei denen die eheliche Verbindung für eine wichtigere Handlung gehalten würde, als bei den

H i n d u s ;

diese sind so sehr überzeugt, daß ihnen

Feyer der Liebe H. Th.

die Gotter, nur der Fortpflanzung ihres Geschlechts wegen, das Dasein gegeben haben, daß sie die Unfruchtbarkeit als das größte Unglück ansehen. Sie verheirathen sich so oft von neuem, bis sie eine männliche Nachkommenschaft erzielen; und wenn alle ihre Weiber unfruchtbar sind, so adoptiren sie einen Knaben aus ihrer nächsten Verwandtschaft, damit jemand da ist, der die kindlichen Pflichten bei ihrem Leichensfest an den Tag legen könne. Dies ist der mächtige Beweggrund, sich eine zahlreiche Nachkommenschaft zu wünschen, der unter allen Nationen ihnen nur allein eigen ist.

So wie viele andere morgenländische Völker, verbinden sie mit der unbefleckten körperlichen Reinheit der Jungfrauen den höchsten Werth. Sie knüpfen schon das Band der Ehe mit Mädchen, die noch lange nicht die Jahre der Reife erreicht haben; sie verachten die manubaren Jung-

frauen, weil sie von ihrer noch unentweiheten Keuschheit keine völlige Sicherheit haben zu können glauben.

Wenn es aber einem Mädchen zur Schande gereicht, vor ihrer Mannbarkeit noch unverheirathet zu sein, so ist es gleichwohl keine, für einen Mann, der in einem Alter noch zur Ehe schreitet, wo er seine Zeugungskraft schon verloren hat; daher sieht man nicht selten sechzigjährige Greise, die sich mit Mädchen von vier Jahren verbinden.

Wittwen dürfen nie wieder heirathen; wenn sie auch als Jungfrauen, und ohne die Bestimmung der Natur erfüllt zu haben, ihre Männer verlierten, so verurtheilt sie dennoch der Aberglaube zu einer immerwährenden Ehelosigkeit. Man sieht den Stand einer Wittwe, als eine sich durch das vorige Leben zugezogene verdiente Strafe an. Wer eine Wittwe zur Frau neh-

men wollte, würde als ein Mann angesehen werden, der sich dem unaufhaltsamen Gange der göttlichen Gerechtigkeit entgegen setze, und den Zorn der Götter auf sich ziehe. Die Aeltern jeder Wittwe, wenn sie nur ein wenig auf Frömmigkeit halten, stellen Wallfahrten an, thun Bußwerke und geben Allmosen zur Ver-söhnung der Sünden ihrer Töchter, damit diese wenigstens bei der bevorstehenden Seelenwanderung glücklicher sein möchten.

Da die Mädchen in einem Alter heirathen, wo sie weder Liebe empfinden noch einlösen können, so lenkt auch diese Leidenschaft nie die Wahl des Indiers. Es bedarf weiter nichts, als daß die Aeltern des Mädchens sich an die Auguren unter den Braminen wenden, um den Willen des Himmels um Rath zu fragen, welcher jederzeit um so günstiger, je reicher diese Wahrsager und Zeichendeuter beschenkt werden.

Wenn ein Indianer ein Mädchen von seiner Verwandschaft als Gattin für seinen Sohn wünscht, so läßt er erst den Vater des Mädchens durch einen Fremden erforschen, damit er durch den Korb nicht beschimpft werden möchte. Gefällt der Jüngling, so bestimmen die Auguren den Tag und den Augenblick, wo der Vater aus dem Hause gehen soll, um auf eine förmliche Art um das Mädchen zu werben. Er muß wenigstens von einer bemanneten Frau, einigen Verwandten und einem in der Zeichendeutung erfahrenen Braminen begleitet sein. Stößt ihnen unterwegs etwas Ungünstiges auf, z. B. ein Oehlkrämer, ein Hund welcher die Ohren schüttelt, ein über sie wegfliegender Rabe u. d. gl., so wird das Geschäft auf einen andern Tag verschoben.

Geht hingegen alles nach Wunsch, so darf doch der Brautvater nicht augenblicklich seine Einwilligung geben; er wendet

vor, daß er den jungen Menschen erst sehen müsse. Auch die Bestimmung dieses Besuchs wird den Anguren überlassen. Hierauf folgen von Seiten der Aeltern gegenseitige kostbare Geschenke und Gastmale.

Wenn der Tag der Hochzeit bestimmt ist, so fangt man an, den Kal in dem Hofe der Wohnung der Braut oder des Bräutigams zu pflanzen, d. h., einen Pfahl von dem Zelt in die Erde zu setzen, welches hier aufgerichtet wird.

Beim Pflanzen des Kals finden sich alle Verwandte und Freunde ein, dem Vater ihre Glückwünsche abzustatten, und es würde als ein entscheidendes Zeichen der Feindschaft angesehen werden, bei dieser Feierlichkeit nicht zu erscheinen.

Die Freundinnen bringen den Verlobten Betel zum Geschenk, und sitzen unter einem Dach. In der Mitte des Hofes errichtet man einen steinernen *Pollear*, so heißt

der Gott der Ehen, der mit einem Elefantenkopf und einem dicken Bauch vorgestellt wird. Die Braminen opfern ihm Kokosnüsse, Bananen und Betel, und bitten ihn, durch seinen Schutz die Heirath zu begünstigen. Hierauf wird ein Ast von einem dem Ehestand geheiligten Baume in die Erde gestekt; der Kal wird in einer Ecke des Hofes errichtet; sobald aber das Zelt aufgeführt wird, entfernt man den Polleat. Unter dem Zelt werden alle Feierlichkeiten der Hochzeit vollzogen. Man bringt vor dem Hause Verzierungen und Gemälde an, worauf zuweilen die Geschichte des nicht sehr züchtigen Gottes *Guichena* zu sehen ist.

Taglich erscheinen die Tänzerinnen, um die Verlobten durch ihre Ballets, und durch auf ihre Verbindung abgefaßte Hochzeitlieder zu ergötzen. Am Morgen und Abend reiben sie dieselben in dem Innern des Gezelts mit Beeren von einer der Ehe geweihten Pflanze.

Reiche Lente lassen am Abend das junge Paar in prächtigen Palankins auf den Straßen und Spaziergängen beim Glanze zahlreicher Lichter herumtragen, von Musik, von tanzenden und singenden Bajadern, den reich geschmückten Kindern der Verwandten und Freunden, von Elephanten, Kamcoolen und Pferden etc. begleitet.

In diesem feierlichen Zug führt man den Bräutigam in die Wohnung der Braut. Wenn er in die Thüre tritt, wird er auf eine gewisse Art entzaubert, denn die Indier glauben, daß boshafte Blicke neidischer Menschen die verderblichsten Folgen über andere bringen können. Wenn z. B. während des Essens, Jemand die Augen auf die mir vorgesetzten Speisen heftet, von denen ich essen will, so ist es eine ausgemachte Sache, daß dieser Blick für mich ansteckend sei.

Die gewöhnlichste Art den bösen Blick zu verschrecken, besteht darin, daß man ein mit besonders dazu bereitetem, roth gefärbtem Wasser angefülltes Becken vor dem Gesicht der Verlobten dreimal herumdrehet, und es hernach auf die Straße gießt. Auch reißt man bisweilen ein Stück Leinwand in zwei Theile, und wirft solche nach den zwei entgegengesetzten Seiten von sich; oder man schwingt es auch dreimal vor ihren Augen in die Luft, und wirft es dann, als ganz vom Gifte des Neides geschwängert, von sich; oder aber, man heftet dem Brautpaar gewisse geheimnißvolle Ringe an den Kopf. —

Wenn ein vornehmer Mann ein Vermählungsfest feiert, so kommen auf zwanzig Meilen weit aus den umliegenden Gegenden, oft fünf bis sechstausend Braminen zusammen, die man täglich beköstigen muß. Nach vollzogener Hochzeit empfängt ein jeder

eine Schürze, sich zu bedecken. Daher sind oft die Heirathen die Zerküftungen der Familien; ihre Kosten belaufen sich zuweilen auf zweimal hundert tausend Thaler.

Am Tage der Vermählung selbst, die bei den Brautleuten in einer Ecke des innern Gezelts vor sich geht, stellt man viele mit Wasser angefüllte Krüge in einen Kreis vor sie hin. Unter diesen sind zwei größere, die zunächst bei dem Brautpaar stehen. Mitten im Kreise ist ein kleines hölzernes Gerüste. Eine Menge kleiner brennender Lampen, den Gott des Feuers vorzustellen, nehmen den übrigen Raum ein.

Nun fangen die Brautleuten ihre Gebete an, mit denen sie den obersten Gott und die oberste Göttin, in die zwei größere Krüge herabzusteigen bitten, nämlich den *Schiven* und *Parwadi*, wenn die verheirathete Familie von der Secte dieser Götter

ist. In die kleineren Krüge laden sie die Untergottheiten ein.

Die Braminen verrichten nun das Opfer; sie sagen in der Sprache der Sanscritta Gebete her, die sie oft selbst nicht verstehen, zünden Feuer an, und unterhalten es mit Butter. Hierauf sagt ein Bramine dem neben ihm stehenden Brautvater mit lauter Stimme vor, was er thun und sprechen soll.

Nach diesem Unterricht, giebt der Vater dem Mädchen Betel, Bananen und eine goldne Pagode in die Hand, und legt dieselbe auf die Hand des Bräutigams. Die Mutter des Mädchens, oder wer sonst deren Stelle vertritt, gießt etwas wenigens Wasser über die Hände der Verlobten, und nun spricht der Vater mit lauter Stimme, in Gegenwart des Gottes, der Göttin, der Untergottheiten, und indem er den Feuergott zum Zeugen anruft: Ich N. Sohn des N.

Enkel des N. gebe meine Tochter N. Euch
N. Sohn des N. und Enkel des N.

Hierauf nimmt der Bramine den *Tali*, (eine Figur von Gold, Elfenbein, worauf gewöhnlich ein Polleer oder Lingam abgezeichnet ist, und den jedes Weib bis zum Tode ihres Mannes tragen muß) reicht ihn den Göttern, den beiden Verlobten, den zwei Vätern, den gegenwärtigen Braminen, den Verwandten und eingeladenen Gästen; Jedermann muß die Hand darüber legen, und der Bramine wiederholt indessen, bis es alle gethan haben, in der sanskritten Sprache folgenden Spruch: Sie werden Getreide, Geld, Kuhe und viele Kinder bekommen. Nachdem er den *Tali* alleit dargereicht hat, giebt er ihn dem Bräutigam, der ihn seiner Braut an den Hals hängt; von diesem Augenblick an, ist sie sein Weib, und das Eheband ist geknüpft. —

Nach dieser Zeremonie schwört der neue Ehemann vor dem Feuer in Gegenwart des Braminen, daß er für seine Braut sorgen wolle. Er faßt sie darauf beim kleinen Finger der rechten Hand, und führt sie in dieser Stellung dreimal um das hölzerne Gerüst herum, neben dem ein flacher Stein steht, worauf man die Gewürze zerreibt. Wenn sie zu diesem Stein kommen, nimmt der Mann einen Fuß seines Weibes, und stellt ihn auf diesen Stein, um sie an ihre künftige Schuldigkeit zu erinnern, für das Hauswesen zu sorgen. Oben an dem Zelt ist eine Oefnung angebracht, durch die man gegen den Himmel sehen kann. Wenn sie unter diese Oefnung zu stehen kommen, ruft der Bramine dem neuverheiratheten Weibe zu: *Betrachtet die Arindody* (eine wegen ihrer Klugheit und Tugend sehr geehrte Heilige) und *folget ihrem Beispiel!* das Weib sieht in die Höhe und geht weiter.

Sobald sie nun dreimal um das Gerüst gegangen, wird ein großes Becken mit rohem Reifs aufgetragen. Der Bramine nimmt etwas Safran, vermischt ihn mit dem Reifs und murmelt einige Worte dazu: darauf ergreift er beide Hände voll, wirft sie auf die Schultern des Mannes, und eben so viel auf die Schultern des Weibes. Alle Anwesende stehen auf und thun ein Gleiches. Dies ist der Segen, den jedermann zu der neugestifteten Ehe giebt.

Die übrigen Weiber vom Hause bringen nun mit rohem Palmzucker vermischt, Milch und Bananen, die sie den Neuvermählten verehren, welche auch davon etwas wenig kosten müssen. Die übrige Zeit des Tags wird mit verschiedenen Ergötlichkeiten zugebracht; am Abend lassen sich die beiden Eheleute in einem Palankin auf öffentliche Spaziergänge von dem prunkreichsten Gefolge begleitet, herumtragen.

Sobald die Vermählte die Jahre der Mannbarkeit erreicht, stellt man neue Opfer an, und wiederholt beinahe die nämlichen Feierlichkeiten, wie am Hochzeitfeste. Man erhält von Jedermann neue Glückwünsche und ladet seine Verwandten zu Gast. Diese Feierlichkeit heisst die *kleine Hochzeit* oder die zweite Hochzeit.

Die erste Schwangerschaft ist ein Anlaß zu einem neuen Fest, den Göttern für das geschenkte Kind zu danken. Im siebenten Monat der Schwangerschaft dankt man abermals den Göttern auf das feierlichste, für den der Leibesfrucht bisher gewährten Schutz. Der Geburtstag ist vollends ein Tag der höchsten Freude und Dankbarkeit.

Die Frau darf nie bei ihrem Manne schlafen, ausser wenn es ihr die Schwiegermutter bewilliget, und selbst dann muß sie sich ganz unbemerkt in seine Schlafkammer schleichen. Wahrscheinlich will

man hierdurch den unmäßigen Genuß der Liebe bei den Neuvermählten verhüten, oder vielleicht glaubt man auch, daß Weib empfangen desto leichter, wenn sie die Umarmung ihres Mannes nur verstohlenweise genießen. Sobald sie aber einmal Mütter sind, haben sie hierin eine uncingeschränkte Freiheit. —

*Geist der Liebe unter den
Morgenländern.*

Bei der strengen Eingeschlossenheit, wozu Mädchen und Frauen bei den Morgenländern verdammt sind, ist es ihnen unmöglich, die Annehmlichkeiten des Geistes zu erlangen, welche ihnen nur der Umgang mit Männern gewahren kann. Ungebildet, leer an allen möglichen Kenntnissen, können sie eben so wenig Liebe, Freundschaft und Hochachtung einflößen, als sie solche selbst empfinden.

Die frühe und kurz dauernde Jugend der Morgenländerinnen, die zum Theil zu den schönsten und reizendsten Weibern auf der ganzen Erde gehören, gleicht einer Rose, die
Feyer der Liebe, H. Th. C

ohne Knospen zu tragen, plötzlich aufblüht und verwelkt. Mit jenem schnell vorüberziehenden Augenblick, wo ihre Reize den feurigen Liebhaber zum sinnlichen Genuß einladen, verschwindet zugleich jede andere Bestimmung ihres Daseins. —

Die Ursachen des verachteten, darnieder gedrückten Zustandes des weiblichen Geschlechts, liegt zunächst in dem religiösen und politischen Despotismus und Aberglauben. —

Ungeachtet *Muhamed* die Vergnügungen, welche Weiber geben, höher als alle andere Freuden schätzte, und allen Gläubigen die Umarmungen himmlischer Jungfrauen, aus deren großen schwarzen Augen ein ewiges Feuer der Liebe strahlt, und deren Jungfrauschaft sich unaufhörlich erneuert, als die höchsten Belohnungen ihres Glaubens und ihrer guten Werke verhielt, so redete er doch in seinem Koran von Weibern, nicht als von vollständigen Menschen. Da-

her ist es bis auf den heutigen Tag bei den Muhamedanern noch ein Problem, ob die Weiber eine Seele haben oder nicht. Selbst diejenigen, welche ihnen Fortdauer und Glückseligkeit nach diesem Leben nicht absprechen, behaupten wenigstens, daß sie nicht in das Paradies der Männer kommen, sondern in abgesonderte glückliche Wohnungen eingehen werden.

Von Seiten der bürgerlichen Gesetze sind sie noch mehr eingeschränkt; denn sie können kein unbewegliches Eigenthum besitzen, keine gültige bürgerliche Geschäfte verrichten, können nie Bestandtheile der Nation werden, sondern bleiben stets Mitglieder von Familien. Selbst ihre persönliche Freiheit wird ihnen geraubt, sie hängen ihr ganzes Leben hindurch, entweder von ihrem Manne oder Vater oder einem Verwandten ab. Da sie in einer solchen Sklaverei über nichts Herr sind, so

begreift man leicht, daß es keinem Manne einfällt, sich um ihre Gunst zu bewerben.

Wenn ein Morgenländer daher in seinen Harem tritt, so schmeichelt und liebkoset er nie seine geliebtesten Weiber und Beischläferinnen, sondern diese küssen ihrem Gebieter ehrfurchtsvoll die Hand. Es ist unter den Türken und Morgenländern so gar schimpflich, wenn ein Mann das Ansehen hat, als wenn er eins seiner Weiber lieben könne.

Die Perser, Aegyptier und andere Orientalen, sehen es als eine unumstößliche Erfahrung an, daß die Weiber einzig und allein zum sinnlichen Genuße für die Männer, und zur Zeugung der Kinder hervorgebracht würden. Sie schätzen sie daher nicht nach ihren Fähigkeiten, Kenntnissen und Geschicklichkeiten, sondern nach dem Grade des sinnlichen Vergnügens, den sie geben können, das heißt, nach einer gewis-

sen Rundheit und Fettheit, die in ihren Augen einen größern Werth hat, als die vollkommenste Schönheit, oder als die größten Talente, die schätzbarsten Kenntnisse und die edelsten Tugenden.

Die Morgenländer verlangen von den Weibern nicht allein keine Tugenden, sondern sie trauen denselben ohne Ausnahme alle Laster zu, deren Weiber unfähig sind. Die Lust eines Weibes, heist es in den Gesetzen der Hindus, kann eben so wenig gesättigt werden, als ein verzehrendes Feuer durch brennbare Materialien, die man hinein wirft.

In der bürgerlichen Verfassung ist auch die Hauptursache der Eingeschlossenheit der Weiber zu suchen. Wären die Ehescheidungen nicht mehr so leicht, wäre der Despotismus minder mächtig; so dürfte man nicht fürchten, seine Frau oder Tochter durch einen mächtigen, nach ihrem Besitze

begierigen Despoten zu verlieren; so würde man sie öffentlich erscheinen lassen und weniger Ursache haben, ihren Anblick den Augen aller Männer zu entziehen.

Die Delikatesse der Morgenländer in den Verhältnissen mit dem andern Geschlecht geht so weit, daß es augenblicklich ihre Eifersucht entflammen würde, wenn man sich nach dem Befinden der Weiber oder Töchter erkundigen wollte, und sie halten es für eine große Unanständigkeit, wenn einer von den Frauenzimmern seines Hauses, als den niedrigsten, verachteten Wesen, die sie mit andern Haushütern in eine gleiche Klasse setzen, sprechen wollte.

Man muß mit ihnen schon auf einem sehr vertrauten Fuß stehen, wenn man es wagen will, die Unterhaltung auf diese Materie zu lenken. —

Sie können nicht begreifen, wie unsere Weiber mit unbedecktem Gesichte gehen

können, sie, bei denen ein aufgehobener Schleier das Kennzeichen einer Buhlerin oder das Signal eines glücklichen Abentheurers ist. Eben so wenig können sie sich vorstellen, wie man ohne Begierden zu empfinden, sie sehen, sprechen, sie bei der Hand nehmen, und mit ihnen ein Tête á tête haben kann, ohne dabei die letzte Gunst zu verlangen.

Ihr Erstaunen hierüber lehrt uns, was sie von dem weiblichen Umgange denken; man sieht sehr deutlich, daß sie mit dem Wort *Liebe* keinesweges solche Begriffe verbinden als wir.

Das Bedürfnis, der erste Keim der Liebe, ist bei ihnen aller jenen feinen Nuanzen beraubt, die ihm erst seinen höchsten Reiz verschaffen; des Mädchens Hingebung geschieht ohne Aufopferung, denn sie besitzt über ihre Person nicht das geringste Recht; die Männer siegen ohne

Kampf und genießen ohne Delikatesse; sie gehen von der ersten bei ihnen erwachenden Begierde, ohne Zwischenraum zur Sättigung über.

Verliebte gleichen hier Gefangenen: stets einverstanden ihre Wachen zu betrügen, und stets bereit, jede Gelegenheit zu benutzen, weil sie schnell und selten kommt; verschwiegen wie Verschworne, verborgen sie ihr Glück wie ein Verbrechen, weil ihnen die schrecklichsten Folgen drohen. Dolch und Gift würden den Unbesonnenen verfolgen, der sich seines Glücks rühmen wollte.

In großen Städten, wo die Intrike mehr Unterstützung findet als in der Provinz, herrschen eben so viel Ausschweifungen als bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß sie weniger bekannt werden. Alep, Damas und vorzüglich Kairo, geben hierin Paris und London nichts nach. Die

Die jungen Mädchen sind zwar daselbst eben so zurückhaltend, wie anderwärts, weil ihnen ein entdeckter Liebeshandel das Leben kosten würde; die verheiratheten Frauen aber erlauben sich desto mehr Freiheiten, da sie weit länger unter dem Zwange leben mußten, und zuweilen die gerechtesten Ursachen zu haben glauben, sich an ihren despotischen Gebietern zu rächen; und wirklich werden die Türken durch die Vielweiberei sehr frühzeitig entkräftet. Nichts ist gewöhnlicher, als Männer von dreißig Jahren sich über ihr Unvermögen beklagen zu hören. Dies ist die Krankheit, wegen welcher sie die Europäer am meisten um Rath fragen, und von ihnen *Madjan* oder stimulirende Pillen verlangen. Ihr Kummer ist desto bitterer, weil bei ihnen die Unfruchtbarkeit für die größte Schande geachtet wird. Dennoch sind sie unvernünftig genug, selbst zur Zeit, wenn ihre

Gesundheit zerrüttet ist; Inoch immer die Gränzen der Natur zu überschreiten; auch dies ist eine von den schönen Wirkungen des *Korans*, worinn der große Prophet sagt: *Man könnte eher einen Brunnen, als die Zeugungskraft eines Mannes erschöpfen.*

In welche Verhältnisse der Geschlechter man auch seinen Blick wirft, da findet man alles vereinigt, was jedes Gefühl von Liebe aus dem Herzen der Weiber verscheucht. Im Innern der Familien sieht man den Schauplatz eines immerwährenden bürgerlichen Kriegs. Stets zankt sich eine Frau mit der andern, und belastigt ihren Mann mit Klagen. Die vier rechtmäßigen Frauen beklagen sich, daß man ihnen Sklavinnen vorzieht, und die Sklavinnen, daß sie der Eifersucht ihrer Gebieterinnen Preis gegeben sind. Hat die eine ein Merkmal von Zuneigung, ein Geschenk oder die Erlaubniß erhalten ins Bad zu gehen, so wollen

alle übrige das nämliche vom Manne haben,
und machen gemeinschaftliche Sache.

Um den Frieden herzustellen, muß dann der Mann als Despot befehlen; dies ist der Augenblick, wo seine Weiber wahren Sklavensinn annehmen, wo sie ausserlich die größte Anhänglichkeit zu heucheln, und im Herzen ihn zu verabscheuen anfangen. Wie Buhlerinnen denken sie nun auf weiter nichts, als durch unaufhörliche Flethenerungen, daß sie ihn mehr wie alle andere lieben, durch Liebkosungen, Schmeicheleien und übertriebene Gefälligkeiten sich durch Geschenke von ihm zu bereichern; und ihn erst zu plündern, ehe sie verstossen werden. Ein solcher Liebhaber, dessen Wünsche zwar Befehle sind, der aber schon seit langer Zeit keine Begierden mehr fühlt, der von allen diesen Liebkosungen, von dem Ueberdruße der Sättigung, zu Boden ge-

drückt wird — der genießt wahrlich kein beneidenswerthes Loos. —

Wie können diese Weiber jene ausschließende, nur allein beglückende Liebe für ein einziges Wesen fühlen, wenn sie sehen, daß solche ihre Männer unter mehrere vertheilen? Wie können sie jene Schaamhaftigkeit, ohne die der Mensch in der Liebe zum Thier herabsinkt, besitzen, wenn sie täglich Auftritte der schamlosesten Ausschweifungen erblicken? Mit einem Worte, wie können sie durch ihre Sitten eine gewisse Achtung erwecken, wenn man für ihre Erziehung nicht die geringste Sorge trägt! —

Es laßt sich leicht begreifen, daß in so kindischen, unwissenden und geschäftlosen Geschöpfen, als die morgenländischen Mädchen und Weiber sind, die Begierde nach jeder Art von sinnlichem Genuß, alle Leidenschaften, um so heftiger sein müssen, da

sie durch Einschränkung und Täuschung natürlicher Triebe unaufhörlich gereizt werden. —

Aber die Sprache, die Gedichte, die Lieder der Liebe, und Märchen in der Manier der *Tausend und eine Nacht*, welche die morgenländischen Völker haben, zeichnen sich durch einen unnachahmlichen Reiz des Kolorits ihrer aus der Natur gewählten Bilder aus. Sie haben in ihren Poesien ganz eigene Nationalschönheiten, die freilich sehr oft, der Natur der asiatischen Begeisterung gemäß, die Schranken der Mäßigkeit überschreiten.

Die *Beduinen*, bei denen man kein einziges Buch antift, haben ihre Lieder der Liebe, in denen aber mehr Natur und Gefühl herrscht, als in den Gesängen der übrigen Morgenländer und der Bewohner der Städte; ohne Zweifel deswegen, weil

jene reinere Sitten haben, und die Liebe im höhern Sinne kennen, da bei diesen hingegen sinnlicher Genuß das einzige Bedürfnis ist.

Eine besondere Leidenschaft haben die *Beduinen* für romantische Erzählungen, und füllen damit einen großen Theil ihrer Muße aus. Wenn sie des Abends im runden Zirkel, vor oder in ihrem Zelte traulich beisammen sitzen, fängt unverschends einer an: *vor vielen Jahren war einmal*, und theilt ihnen von Anfang bis zu Ende die Abenteuer eines jungen *Schais* und einer jungen *Beduine* mit. Er erzählt, wie der junge Mensch seine Geliebte anfangs nur verstohlen sah, und dadurch sterblich in sie verliebt wurde. Er mahlt die junge blühende Schönheit Zug für Zug, rühmt ihre schwarzen Augen, groß und saftig, wie die Augen einer Gazelle; ihren melancholischen und leidenschaftlichen Blick; ihre wie zwei Bogen von Ebenholz gewölbte

Augenbraunen; ihre Taille grade und schlank, wie eine Lanze; er schillert sie, wie sie leicht einher tritt, gleich einem jungen Füllen, wie ihre Augenlieder schön geschwärzt sind, wie *Kehel*, ihre Lippen mit blau, und ihre Nägel goldfarbig mit *Henné* gefärbt sind, wie ihr Busen ein paar Granatapfeln gleicht, und ihre Worte süßer sind als Honig. Er erzählt die Leiden des jungen Liebhabers, der sich von *Schmen* und heifßer Liebe so verzehrte, daß sein Körper keinen Schatten mehr von sich warf. Nachdem er endlich die Bemühungen des jungen Schaiks seine Geliebte zu sehen, die Hindernisse, welche ihm die Aeltern in den Weg legten, einen Einbruch der Feinde und die Gefangenschaft, in welche beide gerathen u. s. w. ausführlich dargestellt hat; endigt er zur Zufriedenheit seiner Zuhörer, daß er beide Liebende vereinigt, und glücklich in das väterliche Zelt wieder zurück-

bringt, und jeder opfert seiner Beredsamkeit das *ma cha allah*, d. h. vortreflich. —

• • •

Wenn einmal die Leidenschaft der Liebe in dem Herzen einer Morgenländerinn erwacht ist, so können ihren Begierden weder Schlösser noch unerbittliche Huter Einhalt thun. Selbst der furchterlichste Tod mag über ihrem Haupte schweben; sie wenden alle Mittel an, ihre Wünsche zu befriedigen. — Zur nähern Kenntniß, wie man im Morgenlande liebt, dient folgende Geschichte, die sich nach *Savary* vor kurzem zu *Rosette* in Aegypten zugetragen hat.

Hafsan, ein alter, reicher und äußerst eifertüchtiger Muschmann, heirathete eine *Georgierin* von sechszehn Jahren, in der alle Grazien einer morgenländischen Schönheit vereinigt waren. Auf das sorgfältigste ward die junge *Gemile*, (so hieß die Georgierin)

durch Riegel und Schlösser und Sklaven gefesselt, aber ihr Herz konnte er nicht bewachen. Aus grenzenloser Liebe oder vielmehr Eifersucht, schlug er ihr selten einen Wunsch ab, wenn er nur von weitem keine Gefahr ahndete. So gab er auch *Gemile* die Erlaubniß, in seinem nahe an der Stadt gelegenen anmuthvollen Garten frische Luft zu athmen. *Hassan* entließ sie zuweilen des Abends dahin, aber nie ohne zahlreiche Begleitung seiner treuesten Sklaven und Sklavinnen; jene bewachten die Thüre und die Ringmauer des Gartens; diese waren ihre Begleiterinnen in den schattigen Bogengängen von Datteln und Pomeranzenbäumen.

Gemile hatte ein gefühlvolles Herz, und ahndete hier die glücklichen Freuden eines fesselfreien Genusses des Lebens. Das sanfte Rauschen einer Quelle, das wollüstige Düften der Blumen und Früchten in der Kühle

des Abends, die zärtlich lockenden Töne der ungestörten Bewohner der Bäume und Lauben, wekten bald die reizendsten Bilder in der Phantasie der Georgierin, bald senkten sie sie in die tiefste Melankolie. Die Früchte die sie brach, waren ihr geschmacklos, die Blumen die sie pflückte, gewährten ihr kein Vergnügen. Sie ward immer traurig in diesem Aufenthalt, und fühlte hier ihr Schicksal, ihre Ketten tausendmal quälvoller und unerträglicher, als selbst in *Hassans* Harem, und doch ward ihre Sehnsucht nach diesem Aufenthalt so unwiderstehlich, daß sie unaufhörlich dahin zurückkehrte.

Als sie eines Abends den Weg nach diesem Garten langs am Ufer eines Flusses nahm, erblickte sie einen Mann in europäischer Kleidung. Die lebhafteste Farbe blühender Jugend, die auf seinem von den brennenden Strahlen der Sonne noch nicht

geschwärzten Wangen glänzte, fesselte ihren Blick. Sie geht langsamer, list ihren Fächer fallen, steht einen Augenblick still, und gewinnt Gelegenheit den Fremden anzusehen; ihre Blicke begegnen den seinen, und dringen so tief in ihr Herz, daß von nun an der schöne Europäer mit seinem schlanken Wuchs, mit seinen blonden Haaren und Augen, unaufhörlich vor ihrer Phantasie schwebte.

Kaum war sie in dem Garten, so zog sie ihre traueste Sklavin beiseit, und entfernte sich mit ihr unvermerkt von den übrigen in das tiefste Gebüsch. „Hast du den schönen Fremdling gesehen? Welch ein Feuer in seinen Augen! Welch ein Blick den er auf mich warf! O meine Freundin, meine liebe Zetse! geh, und suche ihn auf, sag' ihm, daß ich übermorgen ihn erwarte, dort unter den Pappelbäumen, am Ende des Gartens, wo die Mauer am niedrigsten ist.

Sag ihm, daß ich ihn sehen, daß ich mich mit ihm unterreden muß, aber sag ihm auch, daß er sich der Gefahr, von meinen Hüttern gesehen zu werden, nicht aussetze.

Dieser Auftrag ward pünktlich ausgerichtet. Der Europäer fand die Einladung so reizend, daß er im ersten Augenblick sein Wort gab. Aber kaum dachte er an die Gefahr, entdeckt zu werden, so bereuete er seine Unbesonnenheit und erschien nicht.

In eine Krämerin verkleidet, kommt zum zweitenmal die Sklavin zu ihm, und kehrt mit Entschuldigungen und neuen Versicherungen des Europäers, sich an dem bestimmten Ort einzufinden, zu ihrer Gebieterin zurück. Aber die Vorstellung auf einen Pfahl gespielt zu werden, siegt über seine Begierden, und macht ihn zum zweitenmal wortbrüchig.

Nun wird *Zeise* mit heftigen Vorwürfen an den Europäer abgeschickt; doch diesen folgt sogleich eine Schilderung, wie feurig er von ihrer Gebieterin geliebt wurde; ein hinreißendes Gemälde ihrer Reize, ihrer Schönheit und ihres Unglücks, ihren Aeltern entrißen, und an einen Barbaren verkauft zu sein, den sie verabscheue. Der Jüngling, den diese Darstellung bezaubert, schwört, daß er sich am folgenden Tage, eine Stunde nach Sonnenuntergang unfehlbar efinden werde.

Die schöne *Gemilé*, von neuer Hoffnung belebt, setzt heute in ihre Schönheit Mistrauen. Sie verweilt länger an ihrer Toilette als gewöhnlich, und schmückt sich eben so prächtig als geschmackvoll. Ein leichtes Gewand bezeichuet die Umrisse ihres schönen Körpers, und ein reich gestickter Gürtel umgiebt ihre schlanke Taille. Es war ein heißer Tag vorüber, als sie nach dem

Garten eilte. Um die Kühle ganz zu genießen, wirft sie ihren Schleier und Mantel ab. Die Sonne war verschwunden, die Sterne glänzten schon am Firmament, und *Gemilë's* sehnsuchtsvolle Unruhe wird immer höher gespannt. Bald entfernt sie sich schnell von dem glücklichen Ort, bald nähert sie sich demselben wieder mit zitternden Schritten. Lauschend hörte sie auf die Bewegung des kleinsten Lüfchens um sich her, Furcht und Hoffnung wechseln in ihrer Seele. Sie schwebte in diesem qualenden Kampf, als *Zetse* sie erinnerte, die Stunde ihrer Rückkehr sei da. Zum drittenmal betrogen, verließ *Gemilë* diesen Ort.

Kaum war sie in ihrem Zimmer, so überliefs sie sich den heftigsten Anwandlungen von Wuth, den fürchterlichsten Entwürfen von Rache. Es wäre ihr ein leichtes gewesen, selbst ein gerichtliches

Todesurtheil über den Fremdling aussprechen zu lassen; aber dieser Gedanke gieng in ihrer Seele schnell vorüber, und heisses Verlangen nach Liebe bewegt *Gemilé* noch einen Versuch zu wagen.

Die getreue Zetse wird wieder zu dem Europäer gesandt. In ihren Worten, in ihrer Schilderung von dem Zustande ihrer Gebieterinn liegt so viel geheime Zauberkraft, daß es dem schwachen lüsternden Jüngling unmöglich ist zu widerstehen; er erneuert seine Schwüre, und bricht sie von neuem.

„Neun Monathe habe ich den Fremdling vergebens angeseht; soll ich nun alle meine Hoffnung aufgeben, vergeblich die Qualen dieser langen Zeit empfunden haben? Nein, ich muß es noch einmal wagen sein Herz zu rühren; vielleicht ist es dann nicht unerbittlich.“ So sprach *Gemilé* nach dieser abermaligen Tauschung zu

sich, und entschuldigte den Europäer, der es so wenig verdiente.

Eines Abends hatte sie sich länger als gewöhnlich in dem Garten verweilt. Stets mit dem Bilde ihres Geliebten beschäftigt, irrte sie lange umher, wirft sich von Sehnsucht ermattet auf ein Blumenbeet, und bricht in einen Strom heißer Thränen aus. Hassan hatte sie schon lange erwartet und begegnete ihr nun mit harten und drohenden Ausdrücken. Dies löste den Zauber ihrer Liebe.

Voll Wuth begab sie sich in ihr Zimmer. Die zur Verzweiflung gebrachte Liebe reizte sie zur Rache. „Höre, sprach sie zu ihrer getreuen Zofe, eile morgen beim Anbruch des Tags zu dem treulosen Europäer, und bring ihm in meinem Namen, diese letzte Botschaft: Fremdling, ich sah dich, ich liebte dich — ich traute deinem Herzen Gefühl zu. Neun lange Monate hast du

meine süßeste Hoffnung auf das schrecklichste getauscht. Du spielst mit Mein-eiden! — Zittere, ich bin zur Rache gereizt. *Dein Leben ist in meinen Händen.* Morgen verreißt *Hassan*, — mein Gemahl; spät kehrt er wieder zurück. Ich werde diesen Tag in meinem Garten zubringen. Du empfängst entweder Verzeihung zu meinen Füßen, oder ein Slave bringt mir deinen Kopf. Wähle! — *Gemild* soll gerächt oder befriedigt werden! Diesschwore ich dir bei dem großen Propheten.“

Bei dieser Nachricht zögerte der Europäer keinen Augenblick, dem Tod, der ihn zu einem zaubervollen Vergnügen einlud, den Vorzug zu geben. Er bewaffnet sich und begiebt sich mit aufbrechender Nacht auf den Weg. Mit klopfendem Herzen nähert er sich dem Wäldchen von Dattelbäumen, sieht erst schüchtern um sich her; und ersteigt nun muthig die Mauer.

Gemilé erschrickt bei seinem Anblick, giebt ihrer Sklavin einen Wink sich zu entfernen, und geht ihm entgegen. „Fremdling, warum tuschtest du mich so oft? du liebst mich also nicht!“ — Verzeihe, schöne *Gemilé*; du errichest schon bei dem ersten Begegnen unsrer Blicke, daß du mir nicht gleichgültig warest; ich liebte dich, und eben darum wollte ich dein theures Leben einer fürchterlichen Gefahr nicht Preiß geben. —

Gemilé will ihre Vorwürfe erneuern, aber sie ersterben auf ihren Lippen. — Sie ergreift die Hand des Jünglings, die in der ihrigen zittert. „Fürchte nichts, schöner Europäer, sprach *Gemilé*, folge mir in jene Laube, wo uns selbst das Licht der Gestirne nicht belauschen kann.“ — Eine weiche mit Blumen bestreute Rasenbank wartete hier des glücklichen Paars. Die Zeit war kostbar, und die schwachtende *Gemilé* wollte keinen An-

genblick von dieser glücklichen Stunde ungenossen lassen. —

• • •

Unter den hochzeitlichen Gebräuchen der Ostindier und übrigen asiatischen Völker, sind noch folgende merkwürdig.

I n M a c a s s a r

führt man das Brautpaar, in eine dunkle Kammer, worin nur eine kleine Lampe in einem Winkel brennt. Hier werden sie drei Tage und drei Nächte allein gelassen, ohne daß sie heraus oder andere hinein gehen dürfen. An der Thüre steht eine alte Frau, welche ihnen dasjenige, was sie nothig haben, reichen muß. Damit sie unter keinem Vorwand herausgehen dürfen, befiehlt sich zur Entledigung der natürlichsten Bedürfnisse in der Kammer ein kleines Kabinetschen.

Wahrscheinlich will man die jungen Eheleute an einander gewöhnen, und ernstliche Betrachtungen über die Beschwerlichkeiten desjenigen Zustandes bei ihnen veranlassen, in welchen sie sich begeben wollen.

Während sie diese drei Tage in der Einsamkeit zubringen, belustigen sich ihre Verwandten und Freunde mit Schmausereien. Am Morgen des vierten Tags nimmt der neue Ehemann von den Verwandten seiner Frau Abschied, um das Haus welches er bewohnen soll, zu beziehen. Ehe er aber aus der finstern Kammer geht, bringt ein Diener mit Tagesanbruch eine Stange Eisen, worauf einige geheimnißvolle Charaktere stehen, und einen Eimer mit frischem Wasser hinein. Der Älteste von der Gesellschaft kommt gleich hinter ihm nach, nähert sich dem Bette, befiehlt den neuen Eheleuten aufzustehen, und mit blo-

sen Füßen auf die Stange Eisen zu tretens. Alsdann gießt er ihnen den ganzen Eimer Wasser über den Leib, und sagt einige Gebete dabei her. Hierauf gehen die Bedienten hinein, um ihre Herrschaft abzutrocknen, und anzukleiden. Den andern Tag verehrt der Mann seiner Frau eine kleine goldne Kette, zum Zeichen, daß sie von nun an, seine erste Sklavin sey. —

Auf den

P h i l i p p i n e n

wo man nur entjungferte Mädchen heirathet, und wo, ehe die Spanier ins Land kamen, das Geschäft der Entjungferung ein öffentliches Amt war, sind die Heirathen mit unmaßsigen Kosten verknüpft. Zuerst muß der Heirathslustige die Erlaubniß bezahlen, daß er zu seiner Geliebten in das Haus gehen darf, dies heißt *Pactava*; hierauf erlegt er das *Potignog*, und darf mit

ihr sprechen; alsdann folgt das *Passalog*, für die Erlaubniß mit ihr zu essen und zu trinken, und endlich zahlt er den Aeltern für die Freiheit bei ihr zu schlafen, das *Ghina-puang*, welches nach Stand und Vermögen bestimmt wird. —

Im Königreiche

S i a m

ist es Landessitte, nie außer der Familie zu heirathen; bei ihnen ist kein Grad der Verwandschaft verboten, als zwischen leiblichen Geschwistern. Die Aeltern der Mädchen wählen sich einen Schwiegersohn der ihnen gefällt. Sind die ersten Unterhandlungen geschlossen, so bringen des Bräutigams Aeltern, den Aeltern der Braut sieben Sackeln mit Betel. Einige Zeit hernach wird dieses Geschenk wiederholt. Endlich aber kommt auch der Verlobte selbst, und bringt das seinige, welches in vierzehn

Schachteln besteht. Nun bleibt er einige Monate im Hause seines künftigen Schwiegervaters, um seine Braut genauer kennen zu lernen, und um sich an ihren Umgang zu gewöhnen. Die Hochzeit wird nun ohne alle Einmischung von Religionsgebräuchen vollzogen; die Verwandten und Aeltesten des Orts versammeln sich, und ein jeder legt etwas in die Börse, als: Armbänder, Ringe, Geld etc. Einer von ihnen nimmt hierauf ein brennendes Licht, und fährt damit siebenmal um die Geschenke herum. Die andern erheben ein Freudengeschrei, und bringen dem neuen Ehepaar ihre Glückwünsche dar. Nun wird ein Gastmahl gegeben, und die Braut zum Bräutigam gebracht.

Im Königreiche Pegu überlassen die Vornehmen die Feier der Brautnacht einem andern, als ein sehr mühsames Geschäft, und bezahlen ihn dafür.

Wenn auf der Insel

J a v a

zwei Liebende sich verlobt haben, so bestreut der Bräutigam das Haupt seiner Braut einigemal mit Blumen; die Braut wiederholt dasselbe mit dem Bräutigam; alsdann schließt er sie in seine Arme, giebt ihr einen Kuß und bietet ihr eine Schale Milch an, wovon jedes viermal trinkt. Hierauf läßt der Bräutigam Betel in seinem Munde zergehen, theilt ihn der Braut mit, die ihn vollends zerkaut. Zu gleicher Zeit erscheint des Bräutigams Mutter mit einer Lampe, hält sie viermal vor das Gesicht des jungen Paares, und ertheilt ihnen den Segen; Hierauf knüpft sie den Zipfel der Weste ihres Sohns an das Kleid ihrer Schwiegertochter, fährt beide in die Kammer, und läßt sie allein. —

Wenn

Wenn in *Bantam* der Bräutigam mit feierlichem Geleite durch die Stadt geführt und hierauf das Gastmal geendigt worden ist, so wird das junge Paar von den Anwesenden unter ein mit Vorhängen umgebenedes Dach geführt, um hier die Brautnacht zu feiern.

Auf der Insel

F o r m o s a

geschehen die Heirathen ohne alle kirchlichen Gebräuche und mit einer besondern Ehrlichkeit. Findet ein Jüngling ein Mädchen nach seinem Geschmack, so macht er vor dessen Hause mit Musik einigemal seine Aufwartung. Hat die Schöne Lust zu dem Bewerber, so zeigt sie sich ihm, und die Bedingungen werden bestimmt. Das Hochzeitfest wird in dem Hause der Braut gefeiert, wo auch das neue Paar seine künftigen Feyer der Liebe, II. Th. E

tige Wohnung aufschlägt. Dies sieht der Schwiegervater keinesweges als eine Last, sondern vielmehr als eine Glückseligkeit für seine Familie an. Man wünscht sich auch daher lieber Töchter als Söhne, weil man durch diese Schwiegersöhne bekommt, die in der Folge die Stütze der Familie sind. Aber hier herrscht die grausame Sitte, daß eine Frau nicht eher als nach ihrem sechs und dreißigsten Jahre es wagen darf, Mutter zu werden. Empfängt sie vor diesem Alter, so treiben ihr die Priesterinnen die Frucht ab, indem sie die Frau mit Füßen treten. Ist sie so unglücklich, vor dieser Zeit ein Kind zur Welt zu bringen, so wird sie beschimpft, und als eine Verbrecherinn bestraft.

* * *

Als eine merkwürdige Feier der Liebe,
gehört jene die Hülle der Tugend tragende
unmenschliche Gewohnheit:

*das Verbrennen der indi-
schen Frauen*

mit den Leichen ihrer Männer, hierher.

In den ältesten Zeiten zwang ein barba-
risches Gesetz die Frauen zu diesem Opfer;
der Ursprung desselben wird von den alten
Schriftstellern also erzählt:

In dem alten Indien ward zu einer eheli-
chen Verbindung mehr nicht erfordert, als
gegenseitiges Einverständniß der Liebenden.

Verbindungen, wobei man nur den
Instinkt, nicht die Vernunft zu Rathe zieht,
pflegen selten glücklich zu sein; und da
man in Indien so gar den jüngsten Personen

das Recht, sich selbst zu wählen, zugestand, so trat jener Fall natürlich nur zu oft ein. Sobald der allmählig verschwindende Taumel der Sinne, den Rechten der zurückkehrenden Vernunft wieder Platz machte, bereuten oft beide Gatten ihre unbesonnene Wahl.

Die Männer behandelten nun ihre Frauen wie Sklavinnen, und diese rächten sich an der Härte ihrer Männer durch Untreue.

Auf diese Art mußte der Druck auf der einen, die Verzweiflung auf der andern, und der Abscheu auf beiden Seiten immer höher steigen, bis zuletzt in dem sanfteren Geschlechte so gar die Stimme der Menschheit erstickt wurde: die Frauen suchten, durch Vergiftung ihrer Despoten, sich von ihrem Joche zu befreien.

Die Natur des Landes bot denselben selbst Mittel zur Befriedigung ihrer Rache dar; Indien bringt eine große Menge

schädlicher Kauter hervor, worunter einige ein so durchdringendes Gift enthalten, daß man, um jemand aus der Welt zu schaffen, bloß seine Speisen und Becher damit reiben darf.

Die Ruchlosigkeit erreichte binnen kurzer Zeit den höchsten Grad des Verderbnißes. Das Beispiel der Mörderinnen, welche man vor ihren Augen hinrichtete, machte nicht den mindesten Eindruck auf ihre Mitschwestern; sie fuhrn fort ihre Männer zu vergiften.

Endlich erschien ein Gesetz, welches allen Wittwen, wenn sie nur nicht Mütter oder schwanger waren, die Pflicht auferlegte, sich auf der Leiche ihrer Männer zu verbrennen. Welche Inderin diesem Gesetze zu unterwerfen sich weigern würde, diese sollte zu einem ewigen Wittwenstande verdammt, als eine Missethäterin angesehen, und aller Rechte der Menschheit

und jedes Trostes der Religion verlustig sein.

Dies Gesetz hatte die Wirkung, welche die Gesetzgeber sich davon versprachen. Die Frauen Indiens, welche vorher die Tage ihrer Männer abkürzten, wachten nun mit gleicher Sorgfalt für das Leben derselben, wie für ihr eigenes, und stritten bei ihrem Tode um die Ehre mit ihnen zu sterben.

Bei einem Streite von so sonderbarer Art, war, nach *Diodors* Erzählung, einst ein ganzes griechisches Heer Augenzeuge, und seine Feldherrn machten die Richter.

Keteus, der Anführer der indischen Hülfsstruppen, war in dem hitzigen Treffen geblieben, welches *Eumenes* dem *Antigonos* in *Parätakene* lieferte; er hatte zwei Frauen zurückgelassen, die ihn mit gleicher Zärtlichkeit liebten, und einander den Vorzug

streitig machten, ihn nicht überleben zu dürfen.

Die Sache kam endlich vor die griechischen Feldherrn. Die beiden Frauen vertheidigten ihre grausamen Rechte mit einem Eifer, womit andere nur ihr Leben vertheidigen würden. Die Acleré führte den Vorzug ihres Alters an, welchem in jedem Falle mehr Ehre als der Jugend gebühre. Die Jüngere berief sich hingegen auf das Gesetz, welches ihre Nebenbuhlerin von dem ruhmvollen Tode aus dem Grunde ausschloß, weil sie schwanger wäre. Die griechischen Richter, von der Wahrheit dieses Beweises überzeugt, fällten das Urtheil, daß die Ehre zu sterben, der Jüngern gebühre.

Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für die besiegte Inderin: sie riß sich die Binde vom Haupte, rautte sich die Haare aus, und entfernte sich heulend und in

Thränen gebadet von dem Tribunal. Indefs ging die junge Siegerin ganz entzückt, mit Blumen bekränzt, und mit kostbaren Ringen, Armbandern und Perlen auf das prächtigste geschmückt, zum Scheiterhaufen, wie zu einem Hochzeitfeste. Ihre Verwandten begleiteten sie und erhoben ihren Heldenmuth in schönen Liedern.

Beim Scheiterhaufen nahm sie ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten wieder ab, und vertheilte sie unter ihre Freunde und Verwandten, um ihnen ein Denkmal ihrer Liebe zu hinterlassen. Sie umarmte sodann alle zum letztenmale, und bestieg von ihrem Bruder geführt, mit feierlichem Stolze den Scheiterhaufen, legte sich neben dem Ueberreste ihres nur zu theuren Gemahls hin, und starb, ohne auch nur durch den geringsten Laut ihre Furcht oder das Gefühl ihres Schmerzes zu verrathen.

Dieses außerordentliche Schauspiel von ehelichem Fanatismus, machte auf die Gemüther der unzähligen Zuschauer verschiedene Eindrücke. Einige priesen den Heldenthum des unerschütterlichen Weibes; andere fühlten Mitleiden mit ihrer überspannten Zärtlichkeit, und der kleinere, aber edlere Haufe nannte die ganze Behandlung grausam und barbarisch.

Vergebens rühmen die Dichter des Alterthums diesen Gebrauch, und preisen uns die Gatten und Gattinnen Indiens glücklich, wie wir aus dem sonst schönen und kraftvollen Gemälde des *Properz* sehen.

Felix Eois lex funeris una maritis,

Quos aurora suis rubra colorat equis.

Namque ubi mortifero jacta est sax ultima lecto,

Uxorum fuis stat pia turba comis;

Et certamen habent lethi, quae viva sequatur

Conjugium: pudor est non licuisse mori.
 Ardent victrices, et flammae pectora
 praebent,
 Imponuntque suis ora perusta viris. —

der Philosoph, welcher sich von ihrem Enthusiasmus nicht hinreißen läßt, verwirft dieses Gepränge von Tugend, mit Abscheu. — Ist jene Quelle des Ursprungs dieses Menschenopfers gegründet, desto schlimmer für die Männer: diese stolzen und hartherzigen Despoten, lassen dem schwächeren Geschlecht nur zu oft ihr Uebergewicht fühlen, und spielen nur mit dem Loos der Weiber. Nicht zufrieden, sie, während ihres Lebens nur als Sklavinnen behandelt zu haben, erlauben sie ihnen nicht einmal ihr Joch zu überleben, und verdammen sie zu dem nämlichen Scheiterhaufen, auf welchem die Gebeine ihrer Tyrannen verbrennen.

Wahr ist es, daß im alten Indien die Vergiftungen sehr häufig gewesen sein müssen, weil dem *Strabo* zu folge, ein Gesetz nöthig war, welches demjenigen, der eine neue Gifart entdeckte, ohne zugleich ein Gegengift zu erfinden, den Tod zuerkannte. Dessen ungeachtet scheint der Ursprung, von welchem die alten Schriftsteller den heroischen Selbstmord der indischen Frauen herleiten, verdächtig; sollte nicht vielmehr derselbe in den fanatischen Begriffen von Religion und Ehre zu suchen sein? die enthusiastische Liebe der alten und heutigen Indianerinnen begünstigt diese Vermuthung; auch ist es nicht wohl möglich, daß aus ruchlosen Mörderinnen, vermittelt eines unmenschlichen Gesetzes, tugendhafte Weiber werden können. —

Um die unglücklichen Frauen zu zwingen, sich diesem grausamen Schicksal mit Geduld und selbst mit einer Art von He-

roismus zu unterwerfen, so flößt man ihnen von Jugend auf überspannte Begriffe von Treue und Ehre ein, erhitzt ihre Phantasie durch religiöse Märchen und fanatische Heldengeschichten.

Man verlobt die indischen Mädchen schon in ihrer zartesten Jugend, und erlaubt ihnen nie einen andern Mann zu sehen, selbst nicht einmal den Vater oder die älteren Brüder ihres Mannes. — Man lehrt sie, ihren Gatten als ein höchst vortreffliches Wesen zu betrachten und zu verehren; man prägt ihnen die eheliche Treue als den wichtigsten Punkt ihrer Religion ein, und dieser Gedanke wird bei ihnen so stark, daß ihn selbst die Hitze des Klimas nicht auslöschen kann. Es fällt diesen gutmüthigen und sanftfühlenden Geschöpfen gar nicht ein, ihren von der Welt entfernten Aufenthalt in dem *Zenana* (*Harem*) hart und abscheulich zu finden. Sie halten ihn viel-

mehr für eine Bedingung ihres Daseins, und genießen in dieser Einschränkung alle Glückseligkeit von der sie einen Begriff haben. Alle ihre Wünsche vereinigen sich in dem Besitz ihres Mannes, ihrer Kinder ihrer Speisen, ihrer Juwelen und weiblichen Bedienten.

Aus der Religion und Erziehung rührt der große Unterschied zwischen den *Mon-golischen* und *Indischen* Frauen unter Einem Himmelsstriche her. Die Frauen der Muhamedaner werden durch Schlösser, Gitter und Verschnittene vor Verführung gesichert, und dennoch fällt es den Europäern nicht schwer über ihre Unschuld und Treue zu siegen. Die Weiber der eingebornen Hindu (*Dichentu*,) werden nicht so bewacht, hängen mit ganzer Seele an ihren Männern, und halten ihnen, so lange sie leben, beispiellose Treue; wenig Fremdlinge können sich rühmen, Eindruck auf eine derset-

ben gemacht zu haben, außer auf die von den niedrigsten Kasten.

(Auch die alten Schriftsteller rühmen die Keuschheit der indischen Frauenzimmer: *Arrian* und *Strabo* versichern, edle Indianerinnen hätten um keinen Preis zur Ausschweifung gereizt werden können, außer um einen Elephanten. Nur um diesen Preis befriedigten sie die Wünsche des Liebhabers. Denn die Indier hielten es für keine Schande, die Keuschheit für einen Elephanten aufzuopfern: die Ehre einer Frau gewann vielmehr dadurch, daß ihre Schönheit dem Werthe eines solchen Thiers gleich geschätzt wurde.

Hieraus läßt es sich begreifen, wie es möglich ist, daß ein indisches Weib freiwillig den schrecklichen Entschluß fassen kann, sich mit ihrem verstorbenen Manne lebendig zu verbrennen.

Bei welcher Frau dessen ungeachtet die Natur über den Zwang des Gesetzes siegt, und welche diesem zum Trotz ihren Mann zu überleben wagt: diese wird als Wittwe mit unanstillbarer Schande gebrandmarkt; man schneidet ihr die Haare ab, verdammt sie zu unverbrüchlicher Kenschaft, zu den verächtlichsten Sklavendiensten, und zwingt sie, eine Art rother Kleidung, zum auffallendsten Zeichen ihrer Erniedrigung, zu tragen.

Diese durch so viel Schmach niedergebengten Weiber, erliegen gewöhnlich unter dem Druck ihres Schicksals, und sterben an Gram; oder sie trennen sich auf ewig von ihrer Nation, fliehen in die Arme anderer Menschen, und entsagen der Religion ihrer Väter.

Man denke sich auf der andern Seite den bezaubernden Reiz, den ihre Phantasie durch die Vorstellung, ihren eigenen

Namen zu verewigen, auf ihre Kinder, auf ihres Mannes und auf ihre eigene Familie einen unsterblichen Glanz zu verbreiten; den lebhafteren Schwung, den sie durch die ihre Standhaftigkeit prüfenden Bitten aller Freunde, ihren Vorsatz zu ändern, empfängt. — Welche Banden vermögen wohl noch das unglückliche Opfer an eine Erde zu fesseln, auf der sie nur Höllenqualen entgegen sieht! —

Ogleich das Verbrennen der Wittwen mit den Leichen ihrer Männer in den muhamedanischen Staaten heutiges Tages abgeschafft ist, so ist es hingegen in jenen Ländern, in welchen sich die Descendenz von dem Joche der Ausländer frei erhalten haben, nichts ungewöhnliches, der Eitelkeit und Eifersucht der Männer, dieses barbarische Leichenopfer zu bringen. Man verbrennt die Betäubten auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer, oder wo es Sitte ist, die Todten

zu begraben, begräbt man sie lebendig mit denselben.

Sonnerats Bemerkung, daß diese Gewohnheit fast durchgängig abgekommen, widerspricht unter andern neuern Reisebeschreibern auch dem in der Notizie del mondo Nro. 85. abgedruckten Bericht des *Fontana*, welcher neuerlich in *Bengalen* von einem solchen traurigen Schauspiel Augenzeuge war.

Der unvermuthete Tod eines *Braminen* brachte seine Frau zu dem Entschluß, sich mit ihm verbrennen zu lassen, nicht etwa aus einer rasch aufwallenden Leidenschaft, sondern aus heroischer Entschlossenheit, aus hohem Stolze, einen durch das Ansehen der Religion geheiligten Gebrauch zu ehren. Es war eine Person von acht und zwanzig Jahren, vollkommen gesund und blühend schön. Gegen Sonnenuntergang versammelten sich alle Verwandte, Freunde, Feyer der Liebe, II. Th. F

Nachbarn und Bekannte des Verstorbenen. Mitten unter ihren trostlos weinenden Verwandten, erscheint sie allein ruhig und unerschrocken. Ein sanftes Lächeln verbreitet sich über ihr heiteres Gesicht. Man trägt die Leiche an das Ufer des Flusses; derselben folgt zunächst die Gattin von Braminen und allen andern begleitet, mit festem Schritt und erhabenem Haupte; sie spricht mit ihnen von den Tugenden des Verstorbenen und der Freude, die sie entzücken wird, wenn in jener Welt sein Schatten dem ihrigem begegnet. Nachdem sie sich in dem Flusse gewaschen hat, nähert sie sich dem Holstofs, und verweilt zu den Füßen der Leiche: man reicht ihr Betel und ein mit Opium vermisches Getränk. Nun wird die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt, und mit Reis, Butter, Früchten, Betel und andern Lebensmitteln versorgt. Unterdeß entkleidet sich die

Wittve von ihrem Obergewand, nimmt ihre Armbänder, ihre Ohrringe, ihren ganzen Schmuck ab, und vertheilt alles unter ihre Verwandten und Freunde, welche begierig darnach streben und das Empfangene als ein Heiligthum aufbewahren.

Hierauf besteigt sie, mit einer brennenden Fackel in der Hand, den Holzstoß, legt sich nach einigen Ausrufungen bei den Leichnam ihres Mannes nieder, und umarmt ihn auf das feurigste. Man reicht ihr noch eine Dosis betäubender Mittel. Schallende Instrumente und Triumphgesänge erfüllen die Luft, man vernimmt keinen Ton des Wehklagens — sie stirbt als das bedauernswürdigste Opfer einer religiösen Schwärmerei. —

Die Sineser

haben zwei Arten von ehelicher Verbindung; die eine ist unzertrennlich, die

andere kann zu allen Zeiten aufgehoben werden.

Die erste Art wird mit vielen gesetzlich bestimmten Feierlichkeiten angefangen und vollzogen. Aeltern verlobten ihre Kinder schon in der zartesten Jugend, und oft ehe sie geboren sind, ohne sich um ihre Neigung zu bekümmern. Zwei Männer deren Weiber schwanger sind, vergleichen sich dahin, daß wenn dem einen ein Sohn und dem andern eine Tochter geboren wird, beide Kinder sich heirathen sollen, sie mögen nun gleich gebrechlich geboren oder es hernach werden, schön oder häßlich sein. Aus der Benennung dieses Kontrakts, *Chi so*, das heißt, *Bünsche bestimmen*, sieht man schon, was sie von der ehelichen Treue für Begriffe haben. — Vor dem Tage der Hochzeit bekommen sich die Verlobten nie zu sehen.

Nach dem Einverständniß beiderseitiger Aeltern, ihre Kinder mit einander zu verheirathen, gehen sie in den Tempel ihrer Vorfahren. Hier zeigen sie denselben umständlich an, wie der oder jener, ihr Enkel, von dem und dem Alter, vorhabe, sich mit der oder jener zu verhehelichen, und wie sie sich deswegen ihren Beistand ausbäten. Ein gleiches thun die Aeltern der Braut.

Zu den andern vor der Hochzeit gebräuchlichen Feierlichkeiten gehört vornehmlich, daß der Bräutigam seiner Braut mancherlei Speisen, Weine und Früchte überreicht. Der Hochzeitstag wird mit besondern Zeremonien durch den Rath der Sternscher festgesetzt, und der Bräutigam macht seiner Geliebten hierauf allerlei Geschenke an Gold und Edelsteinen.

Den Tag vor der Ankunft der Braut in dem Hause des Bräutigams, werden dahin

alle Mobilien und Geräthschaften der Braut gebrächt. Dieter Zug nimmt oft eine ganze Straße ein, und besteht meistens aus Stühlen, Banken, Säufen und Sonnenschirmen. Ueberdies muß die Braut ein Pferd mit Sattel und Zeug mitbringen.

Der Verlobte holt seine Braut in seine Wohnung, wohin sie in einem sehr prachtvoll ausgeschmückten Tragsessel gebrächt wird. Pfeiffer, Trompeter und Trommelschläger gehen voraus; Miethlinge mit Kerzen und Fackeln, am hellen Mittag, umgeben die Säufte; den Beschluß des feierlichen Geleites machen die Verwandten und Freunde von beiden Seiten.

Die Braut nimmt von ihrer Familie förmlich Abschied, und setzt sich hierauf in die Säufte, welche verschlossen wird. Den Schlüssel aber sendet man entweder der Mutter des Bräutigams, oder man vertraut ihn dem nächsten Verwandten, oder

einem treuen Bedienten an. Dieser muß ihn dem Bräutigam, welcher an seiner Thüre in reich geschmückter Kleidung die Braut empfängt, einhändigen. Er öffnet alsdann die Sänfte, und erblickt seine künftige Gattin nun zum erstenmal. Glaubt er mit ihr nicht glücklich leben zu können, so schließt er die Sänfte sogleich wieder zu, und schickt das Mädchen wieder zurück. In diesem Fall, der jedoch selten eintritt, verliert er alle gemachten Geschenke.

Wenn die Braut aus der Sänfte gestiegen ist, begibt sich das junge Paar in den Saal. Hier machen sie vier Verbeugungen gegen den *Tyen*, das ist, Himmel oder Gott, und hernach thut die Braut daselbe gegen die Anverwandten des Bräutigams. Als dann wird sie seiner Mutter oder andern Frauenzimmern, welche zu dem Feste mit eingeladen sind, überliefert. Mit diesen

bringt sie den ganzen Tag unter Schmeicheleien und Lustbarkeiten zu. Der Bräutigam bewirtheet unterdessen seine Freunde in einem andern Zimmer.

Endlich wird die Braut von ihrer Schwiegermutter in das für sie und ihren Bräutigam bestimmte Zimmer geführt. Dieses Zimmer wird als heilig angesehen. Keiner Mannsperson wird der Eingang in dasselbe verstattet. Weder der Schwiegervater noch des Bräutigams Brüder dürfen dasselbe betreten.

Nach Verlauf eines Monats reiset die junge Frau auf eine Zeitlang zu ihrem Vater zurück, welche Reise die *Wiederkehr zur Ruhe* genannt wird. —

In der *Bucharei* sehen sich die Verlobten während der Hochzeitzeremonie gar nicht; der Jüngling begiebt sich nackt, kleidet und in Gegenwart vieler Matronen zur Braut ins Bett; er darf aber nur einen

Augenblick darin verweilen. Diese Farce wird drei Tage wiederholt; in der dritten Nacht endlich genießt er die Rechte des Ehestandes.

In der Provinz *Schan* herrscht eine lächerliche Gewohnheit von einer andern Art. Man verhehlicht hier so gar Todte mit einander. Wenn nämlich der Fall eintritt, daß der Sohn des einen und die Tochter des Andern zu gleicher Zeit sterben, so werden die Aeltern einig, sie mit einander zu verheirathen. Die Särge bleiben zuweilen zwei bis drei Jahre und noch länger im Hause stehen. Sie schicken einander die gewöhnlichen Geschenke zu, als ob sie noch lebten, und alles dies geschieht mit vielem Gepränge und mit Musik.

Die Särge werden neben einander gestellt, man halt vor denselben den Hochzeitschmauß, und endlich werden sie in einem Grabe beigesetzt. Die Aeltern betrachten

sich von der Zeit an nicht nur als gute Freunde, sondern auch als die nächsten Anverwandte, wie sie es gewesen seyn würden, wenn ihre Kinder noch bei ihrem Leben mit einander verhehelicht worden wären. —

Gegen Mädchen, an denen man außer der Ehe Zeichen wahrnimmt, daß sie der Liebesgöttin gehuldigt haben, sind die Sineser sehr unbarmherzig; sie werden auf den öffentlichen Markt geführt und an den Meistbietenden zur ewigen Sklaverei verkauft. —

Im Königreiche

J a p a n

erhebt sich am frühen Morgen die zum Hochzeitfeste gebetene Gesellschaft, und holt die Verlobten ab. Braut und Bräutigam besteigen jedes seinen besondern Wagen,

der mit vier Ochsen bespannt ist. Der Zug geht vor die Stadt und ist mit Musik begleitet. Die Hochzeit selbst wird auf einem Hügel gefeiert.

Wenn beide an dem Hügel auf verschiedenem Wege gelangt sind, so gehen sie, die Verwandten und Musikanten alle auf verschiedenen Seiten den Hügel hinan. Auf demselben nehmen die Verwandten ihren Platz, zwei und zwei, unter einem von Bedienten gehaltenen Sonnenschirm hinter der Braut; die Musikanten stellen und lagern sich hinter dem Bräutigam; einige spielen auf Instrumenten, andere schlagen auf messingene Kugeln, die an zwei Stücken Holz mit Ketten hängen, noch andere tanzen nach dieser seltsamen Musik.

Die feierliche Verbindung oder die Trauung, geschieht in einem Zelte, welches auf dem Hügel errichtet ist. Die Form desselben ist achteckig. Ueber demselben er-

heben sich Pyramiden, welche zur Bedeckung dienen. Die äußern Wände des Gezelts sind mit in Oehl getränktem Papier überzogen, die innern mit reichen Stoffen ausgeschlagen.

In der Mitte des Zelts befindet sich ein schön geschmückter Altar; auf demselben steht das Bild des Gottes der Ehe. Er ist mit einem Hundskopf abgebildet, um Treue und Wachsamkeit, gleich wichtige Eigenschaften im Ehestande, anzuzeigen. Der Götze breitet seine Arme aus einander, und hält, die Festigkeit des Ehebandes anzudeuten, in den Händen einen messingenen Draht. Vor dem Altar steht ein Priester, an beiden Seiten das Brautpaar, die Braut zur Rechten und der Bräutigam zur Linken. (Die linke Hand hat bei diesen Nationen den Vorzug.) Jedes hält, nach altgriechischer und römischer Sitte, eine Hochzeitfackel in der Hand,

Während der Priester einige Gebete her-
murmelt, steckt die Braut ihre Fackel an
einer Lampe an, hierauf der Bräutigam die
Seine an der Fackel der Braut. Der Prie-
ster ertheilt ihnen seinen Segen: alle Um-
stehende erheben ein Freudengeschrei, sin-
gen Hochzeitlieder, und bringen den Neu-
vermählten ihre Glückwünsche dar.

Unterdessen diese Zeremonien auf dem
Hügel vor sich gehen, beschäftigt sich ein
Theil der am Fusse desselben gebliebenen
Hochzeitgäste, mit andern durch die Ge-
wohnheit geheiligten Gebräuchen.

Einige werfen die Puppen und derglei-
chen Gegenstände der jugendlichen Spiele
der Braut ins Feuer; andere haben ein Spinn-
rad und einen Rocken in den Händen, und
machen damit verschiedene Wendungen,
um anzudeuten, daß die Neuvermählte die
scherzenden Spiele der Kinder, mit den ernst-
haften Geschäften einer Hausfrau vertausche.

Zum Beschluß opfern die Priester am Fuße des Hügels zwei siamische Ochsen und einige Hammel dem Heirathsgotte.

Hierauf führt man die Braut wieder zurück, und begleitet sie unter dem jauchzenden Zurufen und Glückwünschen des Volks in die Wohnung des Brautigams. Jünglinge und Mädchen, mit Blumenkränzen geschmückt, pflanzen Fahnen auf den Gipfel des Hauses, und bestreuen mit Blumen alle Zimmer. Das Fest dauert gewöhnlich acht Tage und verursacht ungeheure Kosten. —

Man verlangt in *Japan* kein Heirathsgut von der Frau, damit es ihr nicht einfallen möge, stolz und herrschsüchtig zu werden. Es wird sogar den Schwiegerältern eine Summe Geld bezahlt, welche die Tochter, als eine Erkenntlichkeit für die Mühe ihrer Erziehung, ihnen selbst überbringt.

Die *Japanischen* Ehen sind mit keinem

Zwange verknüpft, beide Eheleute haben die Freiheit, sich der geringsten Ursachen wegen zu trennen. Der Ehemann darf sich so viel Beischläferinnen halten, als ihm beliebt, und dennoch sind die Japaner vielleicht die einzigen Männer in der Welt, die bei einer so grossen Strenge gegen ihre Frauen, die Herzen derselben zu gewinnen, und sie bei der aufrichtigsten Gesinnung zu erhalten wissen. Alle Reisebeschreiber rühmen die Treue und grosse Liebe der Frauen zu ihren Männern, und erzählen, daß sich oft Wittwen zu Tode hungern, weil sie kein ander Mittel wissen, sich mit ihren Männern in jener Welt zu vereinigen. —

Unter den

M e n n

ist es einem Frauenzimmer nicht erlaubt, sich zu verheirathen, sondern es muß von

einer Mannsperson angegeben werden. Hat sie keinen Vater, Bruder, oder sonst jemand in der Familie mehr, so kommt dieses dem *Kadi* zu, und sie darf sich einer solchen Wahl nie widersetzen; nur in dem Fall wenn sie eine Wittwe ist, wird ihre Einwilligung erfordert.

Der Liebhaber wendet sich zuerst an den Vater, oder an den, der seine Stelle vertritt, und verlangt seine Tochter zur Ehe, die er noch nie gesehen hat; dabei gelobt er zugleich eine gewisse Summe Geldes, z. B. hundert Dukaten, und setzt fest, wie viel er gleich haar bezahlen, wie viel die Braut zu Kleidern und zum Staat haben, und was als Rest bis auf den Fall rückständig bleiben soll, da es ihm gefallen möchte, sich von ihr zu trennen. Selbst die, welche nichts besitzen, versprechen doch etwas, ob sie gleich nie etwas bezahlen.

Sind sie einig geworden, so wird ein

Kon-

Kontrakt vor den *Abdala* (d. i. Notariis publicis) errichtet, und der Vater gibt eine kleine Kollation.

Nach Verlauf eines halben Jahres geht die Hochzeit vor sich. Der Brautigam reitet am Abend vor dem Hochzeitstage durch die Straßen, und eine große Schaar junger Leute folgt hinter ihm her. Am Tage der Hochzeit wird dieser Aufzug wiederholt, und die Braut ist in dem Gefolge. Sie sitzt auf einem Maulthier in einem viereckigen Käf, der mit feiner weissen Leinwand, bisweilen auch mit Gaze und seidenem Zeug, *nürnberger* Spiegeln und andern Kleinigkeiten bedeckt ist. Eine Anzahl von jungen Mannspersonen stellt sich gegen den Brautigam, und schießt mit bloßer Pulverladung. Kommt ihnen ein Jude in den Weg, so nehmen sie ihm seine Mütze weg, und schießen so lange darnach, als ein Stück daran ist.

Der Bräutigam reitet auf einem schönen Pferde, und hat einen blauen Mantel über die *Haik*, (ein langes weisses wollenes Stück Zeug, das vom Kopf nach der linken Schulter herabhängt) und einen Turban auf dem Kopf. Ueber seine rechte Schulter hängt in einem breiten Bande ein grosser Sabel.

Wenn er vornehm thun will, so hält er ein Schnupftuch vor den Mund, welches auch bei andern Gelegenheiten; bei den Mauren ein Zeichen des Stolzes ist, und wenn sie oft nicht einmal ein Schnupftuch dazu haben, so halten sie alsdann den *Haik* vor den Mund.

Ein Miethling geht vor dem Zug her, welcher mit einem Stück Tuch den Rauch, den Staub und die Fliegen vertreibt. Die unmittelbar auf den Bräutigam folgende Musik, besteht aus drei Hautboisten und eben so viel Trommelschlagern. Hinter diesen geht eine grosse Anzahl von Mauren mit

spanischen Schritten. Das ganze Gefolge schließen Negerinnen, die den *Kuskus* (eine Art von Grütze) und die übrigen Gerichte auf dem Kopfe tragen, womit die Hochzeitgäste bewirthet werden.

Die Frauentzimmer speisen, so wie bei jeder andern festlichen Gelegenheit, allein, und kommen den Mannspersonen nie zu Gesichte.

Nach der noch am Tage geendigten Mahlzeit, wird der Bräutigam in die ganz finstere Kammer seiner Braut begleitet. Nach *Lempriere*, wenn das Brautpaar von Stande ist, findet sie der Bräutigam auf einem seidenen oder sammetnen Polster, hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem zwei Wachlichter brennen, mit den Händen vor den Augen. —

Auf ein gegebenes Zeichen wird die Thür wieder geöffnet, und zweien *Abdulen*, welche erwartungsvoll vor derselben stehen, wird

das Tuch mit den mosaischen Zeichen des verlorenen jungfräulichen Zustandes überreicht, worüber sie sogleich ein Dokument abfassen, welches dem Vater der Braut überliefert wird. Einige Weiber nehmen dieses Tuch in Empfang, und bringen es unter Freudengeschrei und unter Trommeln nach dem Hause des Vaters, wo es nebst dem schriftlichen Dokument, zum Beweis bei einer etwa von dem Bräutigam zu erhebenden Klage, als eintheilige Urkunde in Verwahrung niedergelegt wird.

Bei der Eröffnung der Thür erlangt der Bräutigam erst das Recht, seine Braut zum erstenmahl zu sehen, und er muß nun mit ihr zufrieden seyn, es wäre denn, daß jener Beweis ihrer unbesleckten Keuschheit gefehlt hätte, in welchem Fall er sie sogleich verstossen darf, und der Vater derselben verbunden ist, die Mitgabe und al-

les, was der Bräutigam auf dieselbe verwandt hat, zurück zu geben.

Die Braut darf in den ersten acht Monaten nicht aus dem Hause gehen; dem Mann steht solches aber schon nach den ersten acht Tagen frei. Während dieser Zeit wird er von seinen Freunden und Verwandten im Scherz für einen König angesehen, der Urtheile sprechen und Strafen auslegen kann. Seitdem aber *Mulci Abd Allah* einst an einem Tage acht dergleichen Bräutigams- oder Dohnenkönige an die Schwänze von Maul- eseln binden, und sie so lange auf den Straßen herumschleifen liefs, bis sie den Geist aufgaben, verfährt man sehr vorsichtig mit dieser Königswürde. —

Es ist einem Mauren erlaubt vier rechtmäßige Ehefrauen zu nehmen. Kann er außer diesen noch Beischläferinnen ernähren, so darf er sich auch diese halten. Die Reichen haben für jede Frau ein Haus. Die jungen

Männer sind gewöhnlich sehr eifersüchtig, und verschließen daher die Häuser ihrer Weiber, wenn sie sich von da weggeben. Dessen ungeachtet sind sie wegen der Treue ihrer Weiber wenig gesichert, da diese nicht allein selbst zu Liebeshandeln aufmuntern, sondern auch die Mittel, die die Mauren zur Verhütung der Untreue ihrer Weiber gebrauchen, gerade zur Beförderung derselben dienen. In Weiberkleidern kann ein Mann leicht unbemerkt über die Straßen kommen, denn er ist sicher, daß ihn kein Mohr anreden oder auch nur ansehen werde, da Frauenzimmer ihr Gesicht weder selbst entblößen, noch Männer ein solches an denselben thun dürfen. Gelingt es nun einem Liebhaber, das Haus einer Frau zu einer Zeit zu besuchen, wo der Mann abwesend ist, so darf er gar nicht fürchten, selbst bei dessen unvermutheten Rückkehr entdeckt zu werden; denn, wenn

der Herr vom Hause Pantoffeln von einem fremden Frauenzimmer vor der Thüre seines Harems stehen sieht, so schließt er daraus, es sey eine Nachbarin da, und nähert sich dem Zimmer nicht eher, als bis die Pantoffeln weggenommen sind. —

Die *Neger* in

Senegambien

verloben sich gewöhnlich mit Mädchen, ehe diese in einem Alter sind, wo sie heirathen können. Doch geschieht dieß nicht ohne Einwilligung ihrer Verwandten, in deren Hände der Bräutigam das festgesetzte Leibgeding oder die Morgengabe übergiebt. Auch der König oder der oberste Statthalter fordert als Obervormund der Jungfrau ein Geschenk für seine Einwilligung.

Wenn das Mädchen das Alter erreicht hat, worin sie zur Heirath fähig ist, so geht

der Bräutigam in Begleitung einiger jungen Leute, beim Mondscheine, Abends in das Haus seiner Braut, und entführt sie mit Gewalt; die Braut straubt sich, und schreit aus allen Kräften. Auf ihr Geschrei kommen alle junge Mädchen aus dem ganzen Orte zusammen, ihr Hülfe zu leisten. Die jungen Männer stellen sich, als ob sie die Braut der Gewalt ihrer Freundinnen entreißen wollten, und der Bräutigam und seine Freunde führen sie nun im Triumph in sein Haus.

Hier bleibt sie eine Zeitlang versteckt. — Einige Monate hernach geht sie nie ohne Schleier aus, der nach spanischer Art alles, bis auf das eine Auge bedeckt.

Die Morgengabe wird ihr aufgehoben, damit sie sich im Fall der Wittwenschaft einen Mann kaufen könne. Denn dies ist bei den Wittwen sehr gewöhnlich.

Moore versichert, die Aeltern verspre-

chen ihre Töchter oft, sobald sie geboren sind, und dann können sie den Vertrag nimmermehr brechen; eben so wenig dürfe das Mädchen, das auf eine solche Art verschenkt worden, sich einem andern Manne ohne Erlaubniss des erstern überlassen. Der Mann hingegen behält seine völlige Freiheit. Sie holen ihre Weiber gemeiniglich sehr jung nach Hause; ehe die Braut aber mitgeht, muß der Bräutigam den Aeltern derselben zwei Kühe, zwei Stangen Eisen und zweihundert Kolannisse erlegen.

Bei dieser Heimholung stellt der Mann eine Gasterei an, zu welcher alle Leute, die Lust haben, ohne Einladung kommen, und drei bis vier Tage mit schmausen können.

Die Frau wird aus dem Hause ihrer Aeltern von Mannspersonen auf den Schultern getragen, und hat einen Schleier über das Gesicht, den sie bis nach vollendeter Hochzeit behält. Unterdessen tanzen und singen

die Gäste, rühren die Trommel und feuern Flinten ab.

Nach *Labats* Berichte, wendet sich ein junger Neger am Senegal, der seine Augen auf ein Mädchen wirft, zuerst an ihre Aeltern, um die Einwilligung zu erhalten, und wenn sie eine Waise ist, an die nächsten Verwandten. Weil sich die Parteien gemeiniglich schon verglichen haben, ehe sie noch zusammen kommen, so hat der Vertrag seine Richtigkeit, sobald der Liebhaber zu einem Geschenk an die Aeltern oder Verwandte geneigt ist, welches gemeiniglich in Vieh, baumwollenen Tüchern, Glasperlen und Brantwein besteht.

Wenn das Geschenk entrichtet ist, so wird die Braut zu ihrem Manne nach Hause geführt, der sie bei der Hand empfängt, und ihr dann nach dem Wasser, Holz und dem ganzen Hauswesen zu sehen befiehlt. Sie gehorcht seinen Befehlen. Wenn derselbe

seine Abendmahlzeit zu sich genommen hat, so ist sie die ihrige, und wartet dann, bis sie zu Bette gerufen wird.

Die Morgengabe, sagt *le Maire*, besteht höchstens aus fünf Stück Rindern, die dem Vater in Verwahrung gegeben werden. Nach geschlossenem Vergleiche gehen sie ohne weitere Zeremonie zu Bette.

Wenn die Braut sich für eine unentehrte Jungfrau ausgiebt, (Jungfrauen giebt es aber hier selten): so wird ein weißes Tuch auf das Brautbette gelegt, wozu? wird man leicht errathen. Findet man nach dem ersten Opfer der Liebe das Erwartete, so wird mit dem Tuche um das ganze Dorf ein feierlicher Zug gehalten, wobei sich die *Quirioten* einfänden, die das Lob der Schönen in hochzeitlichen Liedern besingen.

Hat aber der junge Mann irgend einen Grund zu dem Verdachte, daß seine Frau nicht die strengste Keuschheit bewahret

habe, so ist der Vater auf sein Verlangen verbündet, sie zurück zu nehmen und das geschenkte Rindvieh herauszugeben. Diefes geschieht aber selten; denn die Braut wird vor der Hochzeit scharf untersucht, und der Mann begnügt sich nicht eher, als durch einen thätigen Beweis.

Das zurückgeschickte Mädchen wird jedoch deswegen nicht verachtet; denn wenn sie gleichwohl nicht seine Frau seyn darf, so kann sie doch bei einem andern Beischläferinn werden, und auf diese Art kann sich der Vater beständig neue Vorthelle machen.

Jannequin erzählt, daß sie der Mann von den Aeltern nackend empfängt, und mit ihr zu dem Priester oder *Marbutenght*, der sie unter allerlei Zeremonien ein wenig Band verschlucken läßt, und ihnen dann befiehlt, die Heirath diese Nacht zu vollziehen. Die Braut wird auf ein weißes

Ziegenfell gelegt, und wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfrauschaft nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Mann verstossen. Daher sind denn auch die Jungfrauen der Schwarzen in diesem Punkte so gewissenhaft, daß sie lieber sterben, als sich den Schatz ihrer jungfräulichen Ehre vor der Heirath rauben lassen. Doch sind die betrogenen Männer an dem *Gambia* sehr duldsam; sie würden sich großem Aergernisse aussetzen, wenn sie die in der Brautnacht gemachte unangenehme Entdeckung verbreiten wollten.

Wenn es einem Neger erlaubt ist, so viel Weiber zu nehmen, als er ernähren kann, so genießt doch nur eine die Vorrechte einer Ehefrau, und ist beständig um ihren Mann. Die Engländer nannten sie die *Handfrau*. Diese ist verschiedener mühsamen Geschäfte überhoben, welchen sich die übrigen unterziehen müssen. Doch darf sie nicht mit

dem Manne, auch nicht einmal in seiner Gegenwart essen, sondern in einem andern Hause. Er erlaubt sich auch nie öffentlich einiger Liebkosungen oder Küsse gegen sie, eben so wenig gegen eine von den übrigen, die nur bloße Beischläferinnen sind, und gegen welche er keine eheliche Neigung bezeugt.

Sehr merkwürdig ist es, daß sich die Weiber nie unter einander veruneinigen oder zanken. Abends geht jede in ihre eigene Wohnung, und ist zu dem Dienste des Mannes bereit; des Morgens begrüßen sie ihn auf den Knien, und legen die Hand auf seinen Schenkel. —

Bei den Negern auf

Sierraleona

versöhnt Weiberliebe alle zwischen Familien, ja selbst zwischen ganzen Stämmen

geherrschte Feindschaft, oder knüpft aus andern Gründen das engste Band der Freundschaft. So sieht man oft nach den blutigsten Kriegen zwischen verschiedenen Völkern Friede und Eintracht zurückkehren, nachdem die Oberhäupter durch wechselseitigen Tausch ihrer Töchter, die Grundlage zu den engsten Verbindungen gelegt haben. Eben dieß geschieht bei Familien und Privatpersonen.

Um Familien mit einander zu vereinigén, bestimmen sie oft einem Mädchen gleich nach der Geburt ihren Gatten, welchem es auch sogleich übergeben wird. Bei den *Sustern* aber bleibt das Mädchen unter der Aufsicht seiner Mutter, bis es zur Vermählung das gehörige Alter erreicht hat; dieses wird mehr nach dem Körperbau als nach den Jahren bestimmt.

Am Tage der Hochzeit stellt der Bräutigam in eine gewisse Entfernung mit Geträn-

ken und Erfrischungen versehen Leute an den Weg hin, auf dem man die Braut erwartet. Sobald der Zug die Stadt erreicht hat, halt er stille, um sich mit des Bräutigams Gesandtschaft zu vereinigen: der ganze Trofs bezeugt seine Freude durch Schiessen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei das Trinken nicht vergessen wird.

Die Braut ist mit einem Tuche bedeckt, und darf sich vor Vollziehung der Heirath von keiner Mannsperson sehen lassen. Ein altes Weib nimmt sie auf den Rücken, und schleppt sie unter dem Jauchzen und Lärmen ihrer Begleiter in die Wohnung des Bräutigams. Der Weg, den das alte Weib mit ihrer Bürde betritt, ist mit Matten belegt, damit ihre heiligen Füße die Erde nicht berühren.

Abends begiebt sich der Bräutigam mit der Braut in die Brautkammer, und löset ihr den Gürtel. Glaubt er an ihrer Keuschheit

heit zweifeln zu dürfen, so verläßt er sie auf der Stelle wieder. Sobald dieß ihre Verwandte erfahren, entfernen sie sich schreiend und heulend vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht über bei ihr.

Ihre Verwandten freuen sich dieses Triumphes, und ziehen mit dem ehrenvollen Zeichen ihrer Jungfrauschaft im wilden Taumel durch die Strassen der Stadt. —

In jedem Falle steht es dem Bräutigam frei, die Braut wieder zurück zu schicken, dabei muß er ihr aber die ganze Mitgabe herausgeben.

Bei den *Bullamern*, *Dagoern* und *Tim-manciern* ist es Sitte, daß der Bräutigam seine Braut schon als Kind ins Haus nimmt, und sie an seiner Seite erzieht. Er muß nach seinem Vermögen den Alten ein Geschenk machen, welches man unter denselben *Wein für dasselbe abziehen* heißt.

Sollte aber dem Mädchen vor der Heirath übel begegnet werden, so haben die Aeltern das Recht, es zurück zu nehmen, wenn sie ihm das Geschenk zurückgeben; aber auch der Bräutigam hat das Recht, sie zurück zu schicken, ohne dafs er das Geschenk zurückfordern darf.

Bei diesen Völkern stehet die Keuschheit des schönen Geschlechts nur vor der Hochzeit in einem hohen Werthe. Die Weiber achten sie nicht sehr.

Er herrscht unter ihnen so gar eine gewisse galante Lebensart, die zum guten Töne gehört, und es ihnen zur Ehre macht, ihre Männer zu krönen. Eine solche galante Dame hält es für eine grofse Unhöflichkeit, ihrem Anbeter einen Korb zu geben, wenn sie schon weifs, dafs auf seine Begünstigung eine grofse Strafe gesetzt ist. Eheliche Untreue gehört so sehr zum modi-

schen Geschmack, daß der gute Name eines Weibes bei der Uebersührung gar nicht darunter leidet.

Fast jede verheirathete Negerin hat in dieser Gegend ihren Buhlen oder *Cicisbeo*, den sie *Gangih Kanih* nennen, und dem sie den ersten Antrag macht. Die Ehebrecherin giebt sich auch gar nicht viel Mühe, diesen Umgang geheim zu halten; denn der Mann sieht sich sehr oft genöthigt, zu schweigen, wenn er sich keinen schlimmen Folgen aussetzen will. Zwar sind die Landesgesetze gegen den Ehebruch sehr scharf; aber es erfordert ein großes Ansehen, sie in Ausübung zu bringen. Indessen sind solche Liebschaften doch meistens nur unter den Vornehmen zu finden, welche eine große Menge Weiber haben, da der gemeine Neger sich mit einer oder zweien Frauen begnügt. — *Tout comme chez nous!*

Nach *Des Marchais* sind die Neger nur auf die erste oder eigentliche rechtmäßige Frau eifersüchtig, die andern Weiber und Beischläferinnen überlassen sie gern den Fremden.

Indessen wagt es eine Ehebrecherin nicht leicht, ihren Mann bei der Geburt des Kindes zu hintergehen, und giebt ihm meistens den rechten Vater an. Wünscht der Mann von einem geliebten Weibe gern Kinder, so nöthigt er sie, zu schwören, daß sie sich eine Zeitlang alles fremden Umgangs enthalten wolle. Ist aber ein solches Weib nach der Hand schwach genug, durch List oder Gewalt ihren Schwur zu brechen, so erkühnt sie sich nicht es zu leugnen, und die beiden Schuldigen setzen sich dann der schimpflichsten Strafe aus: ja sie werden auf immer mit Verachtung angesehen, und für ehrlos gehalten.

Die Gewohnheiten und Formalitäten der Neger bei ihren Heirathen sind zwar laugs der

Goldküste in Guinea

in einigen Umständen verschieden, in der Hauptsache aber einerlei.

Ihre Hochzeiten werden mit sehr wenigen Zeremonien vollzogen. Wenn ein junger Mann im Stande ist, sein Brod zu verdienen, so sucht er entweder selbst, oder sein Vater eine Frau für ihn. Sind die jungen Leute mit einander einig, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Aeltern der Braut, und kommt mit ihnen über das überein, was sie für dieselbe haben wollen. Sobald dieser Punkt berichtet ist, wird ein *Petschier* geholt, um den Eid ablegen zu lassen. Die Braut schwört ihren Mann zu lieben, und ihm getreu zu seyn; der Bräu-

tigam schwört auch, sein zukünftiges Weib zu lieben; den Punkt der Treue übergeht er aber.

Nach dieser Zeremonie beschenken die Aeltern von beiden Seiten einander, und bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Auf den Abend führt der Mann seine Braut, in Begleitung einiger jungen Frauenspersonen, welche ihr die erste ganze Woche Gesellschaft leisten, nach Hause, um der neuen Verbindung das Siegel aufzudrücken. Müller sagt, während der ersten sieben Nächte müsse ein Mädchen von sieben bis acht Jahren zwischen den Neuvermählten liegen, um zu verhindern, daß sie während der Zeit einander nicht berühren.

Es ist auf der Goldküste nicht selten, daß Mädchen vor ihrer Mannbarkeit sich verheirathen. In diesem Falle kommen die beiderseitigen Verwandten in dem väterlichen

Hause der Braut zusammen und machen sich lustig.

Abends wird die Braut in des Bräutigams Haus geführt, und daselbst in des Ehemanns Bette zwischen zwei Weiber gelegt, um zu verhüten, daß er sie nicht berühre. Diese Zeremonie wird drei Nächte hinter einander wiederholt, worauf sie der Mann seinen Aeltern wieder zurückschickt, um daselbst bis zu ihrer Mannbarkeit zu verbleiben. Wenn nun dieser Zeitpunkt kommt, so wird die Ehe vollzogen, und der Bräutigam muß jeder der jungen Weibspersonen, die die Braut nach Hause begleitet hatten, einen *Akki* (den sechszehnten Theil von einer Unze) Gold geben.

Es heirathet hier jeder so viel Weiber, als er ernähren kann, doch beläuft sich die Zahl derselben, außer den Beischläferinnen, selten über zwanzig, und wenn Jemand so viel nimmt, so geschieht es blos, um

für groß und reich angesehen zu werden.

Alle diese Weiber bauen das Feld, säen Mais und pflanzen Ignames, außer zweien, welche bei reichen Männern gemeiniglich von der Arbeit frei sind. Die Vornehmste heißt *Odufa*, die große Frau, und hat die Aufsicht im Hause. Die andere heißt die *Bossam*, weil sie ihrer Gottheit geweiht ist.

Auf diese zwei Weiber sind die Männer sehr eifersüchtig; vornämlich auf die *Bossam*; diese sind meist sehr schöne Sklavinnen, die sie gekauft und ihren Gottheiten geweiht haben. Sie schlafen bei denselben entweder aus Religionsgründen oder wegen ihrer Schönheit, an gewissen Tagen, als an ihrem Geburtstage, oder am Dienstage, als an ihrem Fetischtage oder Sabbath. Diese erhebt den Zustand der *Bossamsfrauen* über den Zustand der übrigen Weiber, die schwere Arbeit verrichten müssen.

Die *grofste Frau* hat des Mannes Geld in Verwahrung; sie ist gar nicht eifersüchtig, wenn ihr Mann mehr Weiber nimmt, sondern sie muntert ihn vielmehr dazu auf, weil sie alsdann vier oder fünf *Akki's* Gold von der neuen Frau zum Geschenke bekommt. Zuweilen ist sie aber auch hartnäckig, erschwert dem Manne das Heirathen mehrerer Weiber, und läßt sich ihre Einwilligung abkaufen.

Wird die *grofste Frau* alt, so setzt der Mann eine jüngere an ihre Stelle, und die Abgesetzte wird zur Aufwärterin erniedrigt.

Die Weiber wetteifern unter einander, um die Gunst des Mannes zu gewinnen, und sich den größten Antheil an seinen ehelichen Gunstbezeugungen zu versichern, welche von des Mannes Belieben abhängen, wiewohl sie solche gemeiniglich so mittheilen, daß aller Streit vermieden, und jeder

Frau nach ihrer Reihe genügt wird. Doch sucht der Mann zuweilen nach seiner Liane die Frau aus, bei der er die Nacht zubringen will. Diese begiebt sich in ihre Hütte, und halt ihre Begünstigung, zu Vermeidung aller Eifersucht, sehr geheim.

Mit noch geringern Kosten und Zeremonien sind die Verheirathungen zu *Fidah* begleitet, denn da ein reicher Neger hier einige hundert Weiber oder Beischläferinnen hat, so würde er die Kosten zu weilsüftigen Hochzeltfesten nicht aufbringen können. Auf der westlichen Küste von Afrika kaufen die Negeru ihre Braute oft um hohe Preise, und schicken sie zurück, wenn sie nicht mehr Jungfrauen sind; zu *Fidah* aber ist dieß alles nicht Mode. Die Weiber sind hier nicht sehr fruchtbar; Mädchen, die schon Proben von ihrer Fähigkeit in diesem Stücke gegeben haben, werden daher allen andern vorgezogen.

Wenn ein Neger zu *Fulah* Neigung zu einem Mädchen hat, so geht er ohne Zeremonie zu ihrem Vater, und spricht ihn um sie an. Dieser versagt ihm selten seine Einwilligung.

Ihre Aeltern führen sie nach ihres Bräutigams Hause, wo ihr derselbe beim ersten Eintritt einen neuen Fagne schenkt, welcher gemeiniglich der erste ist, den sie anlegt; denn sie bringt weiter nichts als ihre Person mit, und wenn sie etwas erworben hat, so laßt sie solches zurück.

Der Bräutigam schlachtet ein Schaf, welches er mit ihren Aeltern verzehrt, und wovon er seiner Braut auch ein Stück schickt, denn die Sitte erlaubt hier nicht, daß sie mit ihrem Bräutigam speiset. Wenn sie hierauf ein Paar Flaschen Brantwein mit einander geleert haben, so kehren die Aeltern zurück, und lassen die Tochter bei ihrem jungen Manne.

Die Priester und Priestertinnen der größten Schlange zu *Fulah*, (die wahrscheinlich als eine wohlthätige Würgerin anderer dem Feldbau schädlicher Thiere ursprünglich vergöttert wird,) spielen eine merkwürdige Rolle bei diesem Volke. Unter der Maske der Religion durchstreifen die Priesterinnen wie begeisterte *Fatica* das ganze Land, und holen die schönsten Mädchen zusammen, um sie dem ehrenvollen Dienste ihrer Gottheit zu weihen. Sie bringen solche in Wohnungen — die unsern Nonnenklöstern gleichen, und heiligen sie der Schlange, indem sie solche *Tettaniven*, d. h. ihnen Figuren von Blumen, Thieren und besonders von Schlangen in den Leib schneiden. Unter den fürchterlichsten Drohungen müssen die Eingeweihten die Sage verbreiten, die große Schlange selbst habe sie mit den Mahlen bezeichnet, und ihre Aeltern müssen diese Ehre und die Kosten ihres Unterhalts in

dem Schlangenhauten den Priesterinnen theuer bezahlen. Diesen Gewinn theilen sie mit den Priestern. Die jungen Priesterinnen bleiben dann bei ihren Aeltern, und gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo sie eingeweiht worden sind, um die Tänze und Gesänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt haben, zu wiederholen.

Wenn sie mannbar sind, nämlich in ihrem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre, wird die Feier ihrer Verheirathung mit der großen Schlange vollzogen. Die Aeltern, die auf diese Verbindung stolz sind, geben bei dieser Gelegenheit ihren Töchtern die feinsten Pagnes. Sie werden mit Zeremonien in den Tempel der großen Schlange geführt; hier steigen bei Nacht zwei oder drei auf einmal in eine gewölbte Grube hinab, worin sich, wie man sagt, zwei oder drei Schlangen, als Anwalde der großen Schlange, befinden. Wenn sie darin sind,

tanzen und singen die Priesterinnen und ihre Gefährtinnen nach dem Klange von Instrumenten um den Ort herum, doch aber in solcher Entfernung, daß sie nicht hören können, was vorgeht. Nach Verlauf einer Stunde werden sie wieder heraus gerufen, und dann als Frauen der großen Schlange betrachtet. —

Selbst die Klügeren der Nation vermuthen, diese Stellvertreter der großen Schlange möchten wohl ganz andre Wesen seyn, die zu einem Beilager mit jungen Negerinnen weit mehr Empfehlung haben, als jene kriechenden Thiere. Die nach einer gewissen Zeit in menschlicher Gestalt erscheinenden Früchte dieser heiligen Weihe beweisen, daß sie sich nicht geirrt haben.

Wenn sich diese Priesterinnen neben der großen Schlange noch einen andern Gemahl beizulegen belieben, so üben sie über solchen eine unumschränkte Herrschaft aus: ihre

Männer müssen eben so demüthig und in solchen knienden Stellungen mit ihnen reden, und ihnen aufwarten, in welchen die übrigen Männer von ihren Weibern bedient werden. Würde ein Mann jemals die Ehrerbietung aus den Augen setzen, die er seiner geheiligten Gattin, sie mag immerhin die zügelloseste Metze seyn, schuldig ist, so würde er das Opfer der Rache aller ihrer Mitpriesterinnen werden, ohne sich gegen diese unverletzlichen Repräsentantinnen der höchsten Nationalgottheit im geringsten vertheidigen zu dürfen.

Dieser despotischen Vortrechte ungeachtet, fehlt es diesen *lietas*, (so heißen sie in der Sprache des Landes,) selten an Freiern, weil sie meistens sehr schön sind. Mangelt ihnen hingegen diese Eigenschaft, so verkaufen sie ihre Gunstbereigungen so hoch als sie können.

Jene alte Priesterinnen oder Priorinnen

von Nonnenklöstern, sind weiter nichts als Kupplerinnen, welche die unter ihrer Aufsicht habenden Jungfrauen für Geld schänden lassen. Sie werden von den *Kaboschüen* bestochen, um ihnen diese Mädchen zur Wollust zu überliefern. Diese Novizen zu hintergehen gaben die Priesterinnen vor, in einer Unterredung mit der Schlange erfahren zu haben, wie angenehm es dieser Gottheit seyn würde, wenn sie dieser oder jener Mannsperson günstig wären. Hierauf lehren sie solche, durch mancherlei Gebärden und Stellungen die Wollust ihrer Liebhaber zu reizen, um den Preis ihrer Begünstigungen erhöhen zu können. Für alle diese Gefälligkeiten versprechen sie den Mädchen, im Lande der großen Schlange reichlich belohnt zu werden.

Erkühnte sich eine in diese Mysterien eingeweihte Novize, etwas zu entdecken, so stünde ihr der gewisse Tod bevor, und Nie-

Niemand würde es wider die Versicherung dieser Priesterzunft glauben, wenigstens es nicht öffentlich behaupten, daß sie ermordet wäre. —

Also auch schwarze Pfaffen in dem ungesitteten Afrika treiben scheußliche Werke der Finsterniß, schmieden egoistische Systeme zur Volksbetrügerei, lassen unschuldige Schlachtopfer unter ihrem würgenden Messer bluten! — —

Auch in *Kongo* und *Loango* werden die Heirathen ohne besondere Zeremonien vollzogen. Hier herrscht jedoch der Unterschied, daß es in *Kongo* den Männern erlaubt ist, ihre Braut einige Zeit auf die Probe zu nehmen, um ihre Eigenschaften zu prüfen, und sich von ihrer Fruchtbarkeit zu überzeugen. Das Fortschicken gereicht den Mädchen keinesweges zur Schande; aber auch die Mädchen haben die Freiheit, die Männer zu

proben, und sind gemeiniglich eigensinniger und unbeständiger als diese.

In *Loango* hingegen findet diese Sitte nicht statt, und es wird hier vielmehr für das größte Verbrechen angesehen, ein Mädchen vor der wirklichen Heirath zur Frau zu machen. Zur Strafe muß das liebende Paar vor dem König erscheinen, und vor seinen Augen dasjenige wiederholen, wozu beide wahrscheinlich vorher keine Zeugen gerufen hatten. —

Bei den

Hottentotten

übernehmen der Vater oder die nächsten Verwandten des Freiers, bei dem Vater oder den nächsten Verwandten des Mädchens, die Werbgeschäfte. Hat sich ein achtzehnjähriger Jüngling ein Mädchen ausersehen,

so besucht sein Vater mit ihm die Aeltern desselben. Der Jüngling beschäftigt sich, der Gesellschaft Taback zuzubereiten und anzubieten. Sie rauchen alle, und der um die Braut werbende Vater des Jünglings eröffnet nicht eher sein Anliegen, als bis der Rauch alle benebelt hat. Alsdann halt er um das Mädchen für seinen Sohn an. Der Vater entfernt sich hierauf aus der Gesellschaft, um seiner Frau den Antrag bekannt zu machen, und sich mit derselben zu berathschlagen; er kommt bald mit einer bestimmten und selten abschlägigen Antwort zurück, wenn anders die Tochter nicht schon versprochen ist.

Gefällt der junge Freier dem Mädchen nicht, so hat sie nur einen Weg ihn los zu werden. Sie legt sich nämlich mit ihm zu Bette, und bringt eine Nacht an seiner Seite zu. Wird sie von dem Jüngling nicht besiegt, so ist sie frei; überwindet er sie

aber, wie es gewöhnlich geschieht, so muß sie ihn heirathen.

Nun wird der Junggesell als Mann angesehen. Alle seine Verwandten und Freunde beiderlei Geschlechts begleiten ihn, treiben einen oder mehrere Ochsen vor ihm her und führen ihn so im Triumph nach der Wohnung der Braut, wo sie mit großer Freude aufgenommen werden. Der Ochs wird hier geschlachtet, alle beschnüren sich über und über mit dem Fette, und bestreuen sich mit einem röthlichen Pulver, welches sie aus einer wohlriechenden Wurzel bereiten, die *Buku* heißt; die Weiber aber bemahlen sich die Wangen, Stirn und Kinn mit rothem Kalkstein.

Darauf geschieht die Verheleichung unter folgenden Zeremonien. Die Männer hocken in einem Kreise nieder, in dessen Mitte der Bräutigam in eben der Stellung sitzt. In einiger Entfernung befinden sich die Wei-

her um die Braut, alle in derselben Attitüde.

Der Priester tritt nun zuerst in den Kreis der Männer, und weiht den Bräutigam mit seinem eigenen frischen Wasser ein; der Braut erweist er hierauf eben diese Ehre, und geht dann von einem zum andern der Hochzeitgäste so lange fort, bis sein Vorrath erschöpft ist. Während dieser Einweihung sagt er kurze Segenswünsche her, von ungefähr folgendem Inhalt: Lebet glücklich zusammen! Habt einen Sohn, ehe ein Jahr vorbei ist! Sey du ein guter Jäger, oder Krieger! u. s. w.

Eine Wittwe darf nicht ungestraft zum zweitenmal heirathen, sie muß sich ein Glied vom Finger abschneiden, und diese Verstümmelung vom kleinen Finger an so oft wiederholen, als sie eine neue Ehe anfängt. Wahrscheinlich beschränkt sich die

hottentottische Kenntniß der Jungfräuschaft
nur auf diese Zeichen.

Die Bewohner des Königreichs

A r r a k a n

sehen die Entjungferung eines Mädchens als
ein niedriges, ihrer unwürdiges Geschäft an.
Man bezahlt daher gewöhnlich Leute vom
verworfensten Pöbel, um diese für einen
Indier so beschwerliche Vertichtung zu
übernehmen. Nur dann, wenn ein Mäd-
chen sich rühmen kann, nicht mehr Jung-
fer zu seyn, darf es sich Hoffnung ma-
chen einen Mann zu bekommen; je mehr
Buhler sie gehabt hat, desto eifriger betrei-
ben Jünglinge die Werbegeschäfte um ihre
Hand; und ist sie schwanger, oder hat
gar eine lebendige Probe ihrer Fruchtbar-
keit anzuweisen, so sind mit ihrem Besitz
die ehrenvollsten Vorzüge verbunden.

Jedoch scheint der König von *Artakan* einen ganz andern Geschmack zu haben, als seine Unterthanen. Er wählt seine Weiber fast auf dieselbe Art, wie der Kaiser von *Sina*. Er läßt in dem ganzen Königreiche zwölf kensche Jungfrauen aussuchen, so schön als man sie nur finden kann. Diese Mädchen werden in weißen Kattun gekleidet, und während einem Zeitraumé von sechs Stunden den brennendsten Strahlen der Sonne ausgesetzt. Hierauf trocknet man ihnen den Schweiß mit ihren Kleidern ab, und giebt ihnen andere. Jene ausgezogenen Kleider werden gewissen Leuten überreicht, die dazu bestimmt sind, mit der Feinheit ihrer Nase den Geruch derselben zu untersuchen. Diejenigen Mädchen, deren Kleider keinen unangenehmen Dunst von sich geben, werden als die gesündesten betrachtet, und haben das Glück, den König als Beischläferinnen abetliefert zu werden.

Bei einem Mädchen in

N o r d a m e r i k a

einen galanten Besuch machen, nennen die Wilden, *sein Hölzchen anzünden*. Bei Tage nehmen es die Schönen dieses Landes sehr übel auf, wenn man ihnen etwas von Liebe vorsagen wollte; allein des Nachts stehen jedem verliebten Abentheurer ihre Hütten offen. Er geht hinein, zündet an dem unter der Asche glimmenden Feuer eine Art Schwefelhölzchen an, und nähert sich damit dem Mädchen. Man muß über die Bescheidenheit eines amerikanischen Anbeters erstaunen, der sich, wenn er nicht gut aufgenommen wird, augenblicklich und ohne alles Geräusch wieder davon schleicht; oder der in eben dem Augenblicke, da ihm die hoffnungsvolle Gunst gewahrt wird, sich zu den Füßen des Bettes niederzulassen, von einem andern Ankommenden, der

in den Augen des Mädchens ein Ascendant über ihn hat, verdrängt wird, und ganz kaltblütig die Hütte verläßt. Dies zeugt von einem Geiste der Unabhängigkeit, den das amerikanische Frauenzimmer gegen die Männer blicken läßt. Sitten und Gebräuche sind indessen bei diesen Völkern sehr verschieden.

Gewöhnlich geschehen die ersten Schritte zu Verheirathungen durch Matronen. Sie werden unter den Verwandten der beiden Familien geschlossen, ohne auf die Einwilligung des jungen Paares Rücksicht zu nehmen. Viele versprechen ihre Kinder, besonders ihre Töchter, schon in der frühesten Kindheit, und verkaufen sie um eine gewisse Dienstzeit oder Geschenke. Die Mädchen sind indessen nicht sehr zum Ehestande geneigt, weil sie ohne solchen und ohne Nachtheil ihrer Ehre die Liebe genießen können, und durch die Zeremonie des Ehe-

stands ihre Lage nur verschlimmert sehen. Wenn man diejenigen Völker ausnimmt, unter welchen Mädchen und Jünglinge ohne alle Feierlichkeiten zusammen laufen und sich auch wieder verlassen, so sind selbst die Hochzeitgebräuche symbolische Zeichen der Sklaverei. Die Braut empfängt nämlich im nördlichen Amerika ein Halsband, das aus einem langen breiten ledernen Riemen besteht, einen Kessel und einen Holzstofs, um anzudeuten, daß sie verbunden ist, die Lasten des Hauses zu tragen, die Küche zu versehen und Holz anzuschaffen.

In einigen Gegenden gehört es zum weiblichen Wohlstand, im ersten Jahr in einer strengen Enthaltbarkeit zu leben, und man begegnet einem jungen Weibe verächtlich, die früher Zeichen ihrer Fruchtbarkeit würde blicken lassen.

Wenn ein junger Wilder in

K a n a d a

seine Wünsche auf den Besitz eines Mädchens gerichtet hat, so besucht er sie des Nachts in ihrer Hütte, vor deren Eingang weiter nichts als ein Fell hängt. Er zündet auf dem Heerd einen kleinen Spahn an, nähert sich mit diesem dem Bette seiner Geliebten, und zieht sie dreimal an der Nase. Diese Feierlichkeit muß wenigstens zwei Monat lang wiederholt werden, und während derselben geht alles in größter Ehrbarkeit ab. Kann ihn das Mädchen leiden, so sagt er es seinem Vater, und dieser besorgt nun die Werbgeschäfte. Er geht bei Nacht zum Vater oder zu den Anverwandten des Mädchens, weckt ihn auf, zündet seine Pfeife an, überreicht sie dem Vater des Mädchens, und spricht ihn um dieselbe für seinen Sohn an. Der Vater antwortet, er

wolle darüber mit seiner Familie sprechen. Willigt diese ein, so läßt der Vater die Bräutigams seiner Seits alle Verwandten zusammen kommen, und macht ihnen die Verheirathung seines Sohnes bekannt. Die Verwandten bringen mancherlei Bedürfnisse der Haushaltung in die Hütte.

Bei verschiedenen Nationen tritt das neue Paar auf eine Matte, und hält ein hölzernes Stäbchen, jedes an einem Ende in der Hand, zerbricht es endlich in so viele Stücken, als Zeugen da sind, denen es solche mittheilet. Darauf führt man die Neuvermählte wieder aus der Kabane, und junge Mädchen begleiten in feierlichem Zuge dieselbe nach ihres Vaters Hütte, wo sie so lange wohnet, bis sie Mutter wird. Alsdann führt der Mann sie erst in seine Hütte. Wollen sie sich scheiden, so werden die kleinen Stückchen von dem Stäb-

chen, welche unter die Verwandten vertheilt worden, wieder in die Hütte gebracht, wo die Zeremonie vor sich gegangen ist, und daselbst in ihrer Gegenwart verbraunt.

In

Pensilvanien

hängt es von der Willkühr eines jeden ab, sich von dem Priester trauen zu lassen, oder die Heirath vor dem Richter zu schließen.

Wenn zwei Liebende einig sind, sich zu heirathen, und die Aeltern nicht einwilligen wollen, so ist kein anderes Mittel, diese Verweigerung zu vereiteln, als daß beide flüchtig werden. Um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß die Geliebte den jungen Menschen auf ih-

ren Nacken nehmen, und mit dieser Bürde beladen vor dem Richter erscheinen. Hier legt das Mädchen das freimüthige Bekenntniß ab, daß sie ihren Liebhaber entführt habe, und bittet den Richter, ihre Heirath zu bestätigen. Dies verweigert derselbe nie, und das junge Paar tritt in die Rechte der Ehe, ohne daß die Aeltern zur Vernichtung etwas unternehmen dürfen. —

Ehe der Vater auf

T e r r a f i r m a

dem Bräutigam seine Tochter übergiebt, muß er, oder an seiner Stelle ein Verwandter, dieselbe sieben Nächte in seine engste Verwahrung nehmen, um dadurch zu beweisen, wie ungern er sie verliere. Darauf übergiebt er sie ihrem Manne. Alle Indianer des Orts werden zum Hochzeitfeste

eingeladen. Die Männer bringen Hacken und Beile zur Arbeit, und jedes Weib ein halbes Maas Maiz. Die Knaben bringen Früchte und Wurzeln, und die Mädchen Wildpret und Eier. Niemand erscheint ohne ein solches hochzeitliches Geschenk. Ein jeder legt das seinige vor die Hochzeits-
hütte. Sind die Gäste alle versammelt, so gehen die Männer zuerst in die Hütte, und der Brautigam empfängt einen nach dem andern mit Ueberreicherung einer voll eingeschenkten Schaafe starkes Getränks. Die Weiber, und dann auch die Knaben und Mädchen, folgen den Männern, und werden eben so bewillkommt.

Nun erscheinen die beiden Väter des Brautpaars vor der Versammlung. Der Bräutigamsvater hält eine lange Rede, und fängt unter den sonderbarsten Stellungen und Drehungen einen Tanz an; diesen setzt er so lange fort, bis er ganz ermüdet und völ-

lig athemlos ist. Darauf setzt er sich auf das Knie und übergiebt seinen Sohn der Braut, deren Vater in eben der Stellung sitzt und sie an der Hand hält.

Jetzt erhebt sich der Brautvater, und tanzt seiner Seits. Nach Endigung des Tanzes umarmt sich das Brautpaar, und die Ehe ist geschlossen. Alles läuft hierauf aus der Hütte; die Männer ergreifen ihre Hacken und Beile, und fangen an ein Stück Land zu bearbeiten, welches man den Neuvermählten angewiesen hat. Sie fällen die Bäume, harken und graben das Erdreich um. Die Weiber und Kinder saen Maiz oder anderes Getreide, nach Beschaffenheit der Jahreszeit. Alle zusammen bauen daselbst eine Hütte welche zur Wohnung für das neue Paar bestimmt wird. Wenn dasselbe in den Besitz gesetzt worden, so hängt der junge Mann, alle zum Geschenk erhaltene Geräthschaften in der Hütte auf. Man bereitet nun das Chi-

Chicacopa, ein starkes Getränk, in großer Menge, und trinkt so lange, als etwas da ist. Dies Fest dauert gewöhnlich drei bis vier Tage. — Ähnliche Heirathsgebräuche herrschen in *Kumana*; der junge Mann schätzt es sich hier zur größten Ehre, wenn ein Priester die Brautnacht mit seiner jungen Frau feiert.

Wenn sich ein

Indianer in Guiana

bei den *Arowacken* und *Karaiben* verheirathen will, und mit dem Mädchen und seinen Aeltern einig ist, so versammeln sich die Blutsverwandte und Freunde; der Vater oder einer der nächsten Freunde ermahnt den Bräutigam, für seine Frau Sorge zu tragen; täglich auf die Fischerei und Jagd auszugehen; sein Fruchtfeld fleißig zu bearbeiten der Liebe, II. Th.

beiten, um die Haushaltung zu versorgen: und die Braut, ihrem Manne ehrerbietig zu begegnen, ihm getreu zu seyn, ihn jedesmal, wenn er zu Hause kommt, Speise und Trank vorzusetzen, und alles gehörig in Acht zu nehmen. Diese feierliche Rede wird mit Singen und Tanzen beschlossen, und der Bräutigam nimmt seine junge Frau, die öfters erst elf oder zwölf Jahr alt ist, mit in seine Hütte, um der Heirath sogleich das Siegel aufzudrücken.

Bei den *Guay-guines* und *Palencos* sind mehr Feierlichkeiten gebräuchlich. Diese lassen ihre Töchter, ehe sie verheirathet werden, vierzig Tage fasten, in der Voraussetzung, daß junge Mädchen, wenn sie in diesen gefährlichen Tagen sind, alles, was sie etwa anrühren, verderben, und daß derjenige, welcher, seine Füße auf eine Stelle setzt, worauf das Mädchen ge-

gangen ist, geschwollene Beine bekomme. Um diesen und dergleichen Unheilen vorzubeugen, und sie ihren Männern ganz rein zu übergeben, sperren sie das Mädchen ein, und reichen demselben während dieser Fastenzeit nicht mehr als drei Datteln von dem Palmetbaume, und drei Unzen *Kassave* mit einem Krüge Wasser zur täglichen Speise, so daß das Mädchen, wenn der Hochzeitstag kommt, eher einer *Leishe*, als einer reizenden Brant ähnlich ist.

Die ganze Nacht vor der Hochzeit bringen sie damit zu, sich zu bemahlen, zu beschmieren, und zierlich mit Federn von verschiedenen schönen Farben zu bedecken. Daher es denn öfters fast Mittag wird, ehe die Brant vollkommen angeputzt ist. Indessen kommt doch der *Cacique*, oder Oberste des Dorfs, nach dem Orte, um seine Befehle, das Fest zu feiern, ergehen zu lassen. Ein Haufen von Tänzern, mit man-

cherlei Blumen, Federn und Federbüschen
 geschmückt, versammeln sich bei der Woh-
 nung der Braut, und tanzen unter Flöten-
 spiel und Trommeln um dieselbe herum,
 der Bräutigam mischt sich unter die tanzen-
 den Reihen, und tanzt auf das beste mit.
 Während dieses Tanzes kommt die Braut
 zum Vorschein, von zwei alten häßlichen
 Indianerinnen geführt, welche abwechselnd
 und heulend in ihrer Sprache Lieder sin-
 gen, wovon dasjenige, womit die erste
 anfängt, die Beschwerlichkeiten des Ehe-
 standes und die Last des Hauswesens be-
 trifft, wogegen aber die letzte das Vergnü-
 gen des Ehestandes besingt. Sie gehen im
 ganzen Dorfe herum, und wenn sie wie-
 der nach Hause gekommen sind, finden sie
 die Mahlzeit bereitet, welche aus allerlei
 Fischen und Wildpret besteht, hierbei wird
 tapfer getrunken, und das Fest mit Tänzen
 beschlossen.

In

S u i t

werden diejenigen Mädchen am eifrigsten zu Eheweibern gesucht, von denen man weiß, daß sie recht viele Liebhaber gehabt haben. Die Heirath geschieht ohne alle Zeremonie. Gefällt das Mädchen nicht, so schicken sie es ohne Umstände wieder fort, und beschweren sich beim Schwiegervater, daß er sie habe betrogen wollen, denn seine Tochter habe vorher keine Liebhaber gehabt.

Bei den

Heirathen der Sabbäer

geht es folgendermaßen zu. Sie führen Braut und Bräutigam zur Kirche. Die Verwandten und Freunde begleiten sie. Nachdem der Geistliche sie unter Gebet und Segen in sabbaischer Sprache angeredet hat, nimmt der nächste Verwandte des Bräutigams väterlicher Seite ihn auf die Schultern, und zwar so, als wenn er auf ihm ritt; eben dies thut der nächste Verwandte der Braut mütterlicher Seite mit ihr. Derjenige, welcher in Zukunft Priester zu werden denkt, nimmt auf gleiche Art den Priester auf die Schulter. Auf diese Weise tragen sie sie dreimal um die Kirche unter Gesang, Tanz und Musik auf Kupferplatten, die sie gegen einander schlagen; alle in der Kirche Anwesende stimmen in dieses feierliche Spiel.

Hierauf führen sie Braut und Bräutigam zu Hause. Beide sind in ihrer reichsten Kleidung, mit Blumenkronen auf dem Haupte geschmückt. Die drei ersten Tage und Nächte hindurch ist es dem Bräutigam durchaus nicht erlaubt, seine Braut oder eine andere Frauensperson zu besuchen.

Ihre hochzeitliche Lustbarkeit besteht vorzüglich im Tanze. Dieser ist sehr einfach, aber desto sonderbarer. Die Mannspersonen haben in ihren Händen zwei lange Säbel, den einen in der rechten, den andern in der linken; mit diesen laufen sie umher, und schwingen sie bald hoch in die Luft, bald lassen sie sie kreuzweise unter starkem Geklirre auf einander fallen. Dies geschieht unter dem Tanz, Gesang und Trompetenschall. Der Bräutigam eröffnet den Tanz und ihm folgen alle Anwesende, je zwei und zwei. Der Tanz der Weibspersonen

sonen, welcher in einem besondern Zimmer angestellt wird, ist von jenem in nichts weiter verschieden, als daß sie kleine hölzerne Stäbe in ihren Händen tragen, zwei in jeder Hand, die sie auf eben die Art, wie jene die Säbel, zusammen schlagen. Die Braut fängt den Tanz an.

In derselbigen Nacht, ehe sie die Braut in das Haus des Bräutigams geleiten, waschen sie dieselbe äußerst sorgfältig mit warmen Wasser und Seife. Darauf nehmen sie eine gewisse Art Kraut, das türkisch roth färbt, und legen es in Wasser. Ist solches ganz durchwässert, so legen sie Blätter davon der Braut auf Gesicht, Wangen, Lippen, Hals, beide Brüste, Arme und Beine. Darauf drücken sie mit einem großen Fettschafte von hartem Holze, in welches Blumen eingeschnitten sind, die Blätter dicht auf die Haut; diese lassen nun ein Gepräge zurück, das niemals verlischt.

Doch lassen nicht immer alle Bräute an allen besagten Theilen des Körpers sich stempieln, sondern einige nehmen das Gepräge nur an einem oder dem andern Ort. Darauf ziehen sie die Braut sehr festlich an, und bedecken sie vom Kopf bis auf die Füße, und so bleibt sie in ihrem Hause drei Tage und Nächte bedeckt. Niemand bekommt in dieser Zeit sie zu sehen, außer ihre Hebammen, welche sie in sein Bette legt und ihr in allem zur Hand geht, was sie bedarf. Nach Verlauf dieser Zeit kommen die Angehörigen des Bräutigams, und begleiten sie aus ihres Vaters Hause nach dem seinigen: unterwegs geht niemand mit, außer ihre Bademutter. Im Hause des Bräutigams ist sie ebenfalls drei Tage und Nächte bedeckt.

Es wird nun für die Hochzeitgäste ein großes Gastgebot angerichtet, welches in gekochten Schaafen besteht, die ganz gelas-

sen werden, in Reissuppe, nebst einem Gemengsel von gebratnem Fleisch und Reis. Das wird auf einem großen Tisch ohne Füße und Gestell aufgetragen, und ohne Löffel und Messer auf der Erde verzehet.

Die Marlacken.

Obgleich die morlackischen Schönen einen freien Umgang mit dem männlichen Geschlechte genießen, so steht bei ihnen doch die jungfräuliche Ehre in hohem Preise. Man sieht an Festtagen alle Frauen und Jungfrauen, alle Männer und Jünglinge von mehr als einer Stadt sich unter einander küssen, wenn sie auf dem Kirchplatze zusammen kommen. Dies schöne Schauspiel bringt jeden fremden Zuschauer auf die Vermuthung, alle gehörten zu einer Familie. Man erblickt sogar noch andre kleine Freiheiten, die sich der kahne

Jüngling bei seiner Schöne ungestraft herausnimmt. Indessen verliert mit der Keuschheit ein Mädchen zugleich das Recht, den jungfräulichen Schmuck zu tragen, der in einer scharlachenen Mütze besteht, von der ein Schleier über die Schultern herunterhängt, und an dem sich oft noch einige Schnüre von Silbermünzen befinden, wenn eine vornehme morlackische Jungfrau in glänzendem Putze erscheint.

Es ist so schändlich für eine Morlackin ihre Keuschheit verloren zu haben, daß sie sich den Armen ihrer Familie entreißt, und aus ihrem Vaterlande flieht. *Abbate Fortis* sah den barbarischen Auftritt in einer Kirche, daß der Priester einem Mädchen, das sich einen schlimmen Ruf zugezogen hatte, und durch ihre Gegenwart diesen Ort entweihete, den jungfräulichen Schmuck abriß, und daß einer ihrer Verwandten ihr

zum Zeichen der Schande das Haar abschneht.

Es geschieht sehr oft unter den Morlacken, daß ein Mädchen von einem Jünglinge, der viele Meilen weit von ihr wohnt, zur Frau begehrt wird. Die Väter der Familien betreiben solche Heirathen, und suchen sich mit solchen zu verbinden, die unter ihren Vorfahren eine große Reihe tapferer Leute aufzählen können. Der Vater oder ein Verwandter, betreibt das Werthgeschäft, und läßt sich alle Mädchen des Hauses vorführen; ihre Auswahl wird meistentheils durch das Recht der Erstgeburt bestimmt.

Dieser Eheprokurator kehrt hierauf zu dem Heirathslustigen zurück, und holt denselben zum Beschauen des Mädchens herbei. Gefallen sich beide, so ist die Heirath geschlossen. Man bestimmt den Tag der Hochzeit. Der Bräutigam versammelt

an demselben die Angesehensten aus der Verwandtschaft, die bei dieser Feierlichkeit *Suati* genannt werden. Sie sind alle zu Pferde, und begeben sich in einem feierlichen Zuge, auf das beste geschmückt, und besonders ihre Hüte mit Pfauenfedern geziert, nach der Wohnung der Braut. Diese wird verschleiert und bekränzt, zwischen den *Suaten* zu Pferde nach der Kirche geführt. Nach vollendeter Kirchenzeremonie wird sie unter Abfeuerung von Flinten und Pistolen, unter lermendem Zujuchzen und wildem Freudengeschrei in ihr väterliches oder in das Haus ihres Bräutigams zurück begleitet. Jeder von den *Suaten* hat sein besonderes Amt während dem Zuge und bei der Mahlzeit.

Das Mittagessen des ersten Tags wird zuweilen in dem Hause der Braut, meistens aber bei dem Bräutigam gehalten. Bei diesen Gastmahlen herrscht die ausschwei-

sendste Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Obst und Käse eröffnen die Tafel, und die Suppe macht den Beschluß.

Der Nachmittag wird mit Tanzen, mit Singen alter Volkslieder, mit körperlichen und andern scherzhaften Spielen zugebracht. Nach dem Abendessen wird das Brautpaar in das Brautgemach begleitet, welches gewöhnlich der Keller oder der Viehstall ist. Einer von den *Suaten* führt die Braut zu Bette, und löst ihr den Gürtel auf, das übrige Auskleiden verrichten einander Brant und Bräutigam. Sobald sich das Brautpaar im Hemde befindet, entfernt sich der *Suate* und horcht an der Thüre, um den glücklichen Erfolg der ersten Umarmung mit einem Pistolenschuß bekannt zu machen, worauf sogleich einige andere von den *Suaten* antworten. Macht der Bräutigam aber die unangenehme Entdeckung einer nicht

erwahrten Keuschheit, so hat die Feierlichkeit augenblicklich ein Ende.

Diese Hochzeitste dauern drei, sechs, acht und mehrere Tage, nachdem die Familie, die sie anstellt, mehr oder weniger reich oder verschwenderisch ist. Die junge Hausfrau findet am meisten ihre Rechnung dabei, indem sie binnen dieser Zeit beträchtliche Geschenke gewinnt, die den Grund zu ihrem künftigen kleinen Eigenthum legen. Jeden Morgen bringt sie den Gästen Wasser zum Handwaschen, wobei ein jeder ein Stück Geld in das Waschbecken werfen muß.

Auch erlaubt die Gewohnheit einer solchen neuvermählten Frau, die *Suaten* auf verschiedene Art zu necken, ihnen ihre Opanken (Schuhe), ihre Mützen und Messer und andere dergleichen Dinge zu verstecken, welche sie alsdann mit einer Geld-

summe, die von der Gesellschaft bestimmt wird, wieder auflösen müssen.

Neben diesen theils freiwilligen, theils abgedrungenen Kontributionen, mußte ein jeder von ihnen, nach eingeführtem Gebrauche, der Braut ein Geschenk machen, das sie von ihrer Seite am letzten Tage mit einigen kleinen Geschenken, die aus Hemden, Brusttüchern, Halsbinden, Mützen und andern dergleichen Kleinigkeiten bestehen, erwidert.

Die Hochzeitgebräuche sind sich durch die ganze *Morlachet*, kleine Besonderheiten abgerechnet, einander ziemlich ähnlich. In dem Dorfe *Novaglio*, auf der Insel *Pagusa*, herrscht z. B. der Gebrauch, daß die Aeltern in dem Augenblick, da sie ihre Tochter dem Bräutigam übergeben, nicht unterlassen, ihm zugleich alle schlimmen Eigenschaften seiner jungen Frau mit weitläufigen

tigen

nigen Karrikaturgemälden zu schildern. Z. B. „Weil du sie durchaus haben willst, so wisse, daß sie eine nichtswürdige Kreatur ist, hartnäckig, eigensinnig, u. s. w. Hierauf kehrt sich der Bräutigam mit einer unwilligen Miene gegen die Braut: „O wenn du so bist, sagt er zu ihr, so werd' ich dir den Kopf schon zurecht zu setzen wissen,“ giebt ihr dabei das Zeichen zu einer derben Mauschelle, tritt mit geballter Faust auf sie zu, oder erweist ihr andere Zärtlichkeiten dieser Art.

Die hochzeitlichen Feierlichkeiten bei den

Wallachen

in der Moldau, nehmen mit Gastereien in den beiderseitigen Wohnungen der Verlobten ihren Anfang, wozu die Gäste mancherlei Lebensmittel mitbringen. Bei dem

Feyer der Liebe II Th. L

dritten Gastgebot am Sonnabend, (das erste ist am Donnerstag,) überschickt der Bräutigam seiner Braut durch einen seiner Verwandten, in Begleitung von Musik, verschiedene Geschenke, worunter sich ein Paar schön genähte und mit Perlen besetzte Weibethosen befinden. Der Bräutigam selbst überbringt seinem Beistande oder Gevatter unter dem Schall einer andern Musik einen neuen Teppich nebst ein Paar Luchs- oder andern Pelzen zum Geschenk, und beide kehren wohl bezechet in das väterliche Haus des Bräutigams zurück.

Des Tages darauf, am Sonntage, während von schön geschmückten Mädchen, in dem untern Hofe vor der Bräutigams Wohnung, der gewöhnliche Reihentanz mit sittsamen Anstand beginnt, holt der Bräutigam seinen *Natchut* oder Gevatter wieder ab, und reitet unter Musik, von guten Freunden und einem Haufen von *Seimenier* oder rothen Sol-

daten umgeben, nach der Behausung der Braut. Hier erwartet er im Hofe die *Brautgevvatterin*; sobald diese ankommt, verfügt sie sich zu der Braut, und führt solche verschleiert in den Hof hinab. Ein Zuber voll Wasser wird vor den Füßen des Pferdes, auf welchem der Bräutigam sitzt, ausgegossen, worauf dieser sogleich absteigt.

Beide, Bräutigam und Braut, begeben sich nun, von ihren *Heiständen* oder sogenannten *Gevattersleuten*, geführt, in den Saal, knien vor dem Priester nieder, und sprechen demselben das Hochzeitgebet nach. Ist dieses geschehen, so nimmt die Braut, unter Vergießung vieler Thränen, von ihren Aeltern Abschied. Man setzt sich hierauf in Wagen, die *Gevatterin* ergreift ein volles Glas Wein, und gießt solches auf die Erde, zerbricht eine Bretzel, und wirft das eine Stück zum rechten, das andere zum

linken Schläge der sechsspännigen Kutsche heraus. Hiermit eröffnet sie den Zug über die mit Blumen und Zweigen bestreute Straße nach der Kirche, wo die Trauung nach griechischem Ritual mit vielen Zeremonien geschieht.

Diese Zeremonien bestehen darin, daß sie unter vielen, für eine jede Handlung besonders bestimmten Gebeten, worunter auch das Evangelium von der Hochzeit zu Kana begriffen ist, die Ringe dreimal wechseln. Sie legen die Hände kreuzweis in einander, setzen eiserne Kronen auf, und thun dem trauenden Priester aus einem Becher einigermal Bescheid. Auch empfangen sie von demselben ein in Honig eingetauchtes Stück Brod, nach welchem er sie zum Spafs einigermal schnappen laßt. Hierauf werden sie von dem Priester und seinen Ministranten, die einen Freuden gesang ausstimmen, und von ihren Beiständen, um das

Pult, worauf das Liturgiebuch liegt, mit brennenden Kerzen in der Hand und mit tanzenden Schritten herumgeführt. Zum Beschlufs wirft das Brautpaar etwas Geld, oder wenn es arm ist, Nüsse und Kastanien unter die Zuschauer in der Kirche. 4

Nach vollendeter Trauung wird im Hause der Braut ein hochzeitliches Mahl gegeben, wobei aber das Brautpaar nicht erscheinen darf, sondern es muß von einander abgesondert, und zwar die Braut immer verhüllt und von dem Bräutigam ungesehen, in einem besondern Zimmer speisen.

Salzer bemerkt, daß diese Gewohnheit, so wie jene, nach welcher die Mädchen von jeder Mannsperson, selbst die Braut von ihrem Bräutigam, bis nach vollbrachtem Beilager ungesehen bleiben mußten, unter den vornehmen Wallachen altmodisch zu werden anfängt, seitdem der heutige Fürst

in der Wallachei seine Tochter mit Fränkischer Freiheit, wie sie es nennen, erzogen und verheiratet hat. Es wird jedoch noch von vielen Bojaren dieses alte wallachische Herkommen in Ehren gehalten und pünktlich befolgt.

In Siebenbürgen sind sie noch so streng, daß der Bräutigam mit seinen Gästen und Anverwandten nicht einmal in der Braut Behausung speisen darf, sondern ein jeder Theil der Verlobten und Geirauteu bewirthet die Seinigen bei sich in seinem eignen Hause, und nur erst den folgenden Tag, da den Abend zuvor die Braut dem Bräutigam, zugeführt und beigelegt worden, versammeln sich die beiderseitigen Gäste an einer Tafel, in des Bräutigams Behausung. Auf diese Tafel, bei welcher die junge Frau zum erstenmal ohne Schleier erscheint, wird unter gemeinen Leuten so-

wohl im *Cis-* als *Transalpinischen* Dacien, eine Schüssel gesetzt, in welche die Geschenke für die neuen Eheleute gelegt werden.

Bei den Adlichen pflegen die beiderseitigen Schwiegerältern in der Wallachei an diesem Tage mit ihren neuen Schwiegerkindern ganz allein zu speisen, und während der Mahlzeit laßt der Vater der jungen Frau durch den ganzen Schwarm seiner Dienern unterm Schalle der Trompeten und anderer Instrumente, seinem neuen Eidam den Hausrath feierlich übergeben, den er seiner Tochter zur Ausstattung bestimmt hat. Dieser Gebrauch ist aber nicht mehr so allgemein, als vorhin; darin bleibt man jedoch der alten Sitte getreu, daß die Hochzeitschmausereien wenigstens volle acht Tage dauern, denn erst am zweiten Donnerstage werden dieselben mit dem letzten öffentlichen Gastmahle in dem väterlichen

Hause der jungen Ehefrau beschlossen, und wenn es der Vater oder die Mutter im Vermögen hat, so empfängt nach dieser Mahlzeit der Schwiegersohn ein gesatteltes Pferd, die Tochter aber einen sechsspännigen Staatswagen zum Geschenk, worin sie in feierlichem Zuge heimgeführt wird.

Während der junge Mann beschäftigt ist, seiner neuen Bettgenossin den Gürtel zu lösen, machen, nach *Raicewichs* Bemerkung, die Verwandten der Braut Jagd auf die jungen Brüder und nächsten Blutsfreunde des Bräutigams, um an ihnen, wie sie vorgeben, das Vergeltungsrecht auszuüben, und die schmerzhafteste Gardinenscene des jungen Mädchens zu rächen.

Nach der Ankunft in dem Hause des Bräutigams werden die Neuvermählten, nachdem vorher einige Becher Wein ausgeleert worden, von den Brautführern in das Schlafzimmer begleitet.

Die im Punkte der Keuschheit der jungen Frau gedachten Entdeckungen, verbirgt der Mann, besonders vor seinen Schwiegerältern, in den ersten Tagen sehr sorgfältig, denn dieselben müssen drei Tage nach der Hochzeit mit allen Blutsfreunden ihre Tochter besuchen, welche Reise der *große Weg* genannt wird, weil auf demselben den Aeltern entweder viele Ehre oder Schande widerfährt.

Wird die Tochter als unbesleckte Jungfrau befunden, so herrscht nicht nur unter der ganzen Familie die ausgelassendste Freude, sondern die Aeltern werden auch mit einer ansehnlichen Mahlzeit bewirthet, und nachdem zum zweitenmal Essen aufgetragen worden, so erscheint auf einer Schüssel das Brautheud, mit den ehrnvollen Urkunden der aufbewahrten Keuschheit. Dieses Schaugerichte geht von Hand zu Hand, und keiner reicht es seinem Nachbar, bevor er

nicht, zur Bezeugung seines Wohlgefallens, ein kleines Geschenk auf die Schüssel gelegt hat. Doch geschieht dies nur bei den gemeinen Leuten; unter den Vornehmen erlaubt die Delikatesse nur den Schwägern die Besichtigung der Geheimnisse der Brautnacht.

Findet sich aber der junge Mann in seiner Erwartung betrogen, so versammelt er am andern Tage alle seine Verwandte, und macht ihnen die Schande seiner jungen Frau kund. Diese bringen, wenn die Aeltern der Frau ankommen, einen schlechten Karren mit zerrissenen Riemen herbei, setzen die junge Frau auf denselben, spannen ihre Aeltern statt der Pferde daran, und zwingen sie unter Schlägen ihre darauf gesetzte Tochter als eine H— nach Hause zu ziehen. Dieses darf niemand auf der Strafe oder unterwegs verhindern, und wenn sich jemand unterstände, die Aeltern davon los

zu machen, so würde er, ausser einer Tracht derben Prügel, auch noch von dem Richter als ein Uebertreter der Gesetze und Landesgebräuche bestraft werden. Der beleidigte Mann behält die ganze Mitgabe, und wenn er Kosten auf die Hochzeit verwendet hat, so bekommt er sie von den Aeltern seiner zurückgeschickten Braut auf Befehl des Richters zurück.

Um dieser Schande nicht ausgesetzt zu seyn, halten die Vornehmen ihre Töchter in der strengsten Eingeschlossenheit, lassen sie nicht einmal die Kirche besuchen, und erlauben selbst den Bräuten nicht, sich vor ihren Freiern zu entschleiern, oder nur mit ihnen zu sprechen. *Salzer* bemerkt, daß dieser letztere Umstand, bei den Wallachen so wie bei den Slaven, deswegen eingeführt ist, damit die häßlichen Gesichter nicht ohne Männer bleiben möchten. Daher geschieht es denn nicht selten, daß mancher

Bräutigam, in der süßen Erwartung, eine schöne Rabel zu umarmen, vor einer tief-
 äugigen Lea zurückfährt.

Hat sich aber dennoch ein wallachisches
 Fräulein, bei aller Einsperrung, gewisser
 Schwachheiten schuldig gemacht, so suchen
 sie den jungen Mann durch einen reichen
 Brautschatz an Dörfern und Gelde zu ent-
 schädigen; will er sich aber durchaus nicht
 befriedigen lassen, so nehmen sie die Toch-
 ter wieder zu sich, und erlauben ihm eine
 andere zu heirathen.

Ein Jahr nach der Hochzeit versammeln
 sich alle Verwandten, den Jahrestag der
 Trautung zu feiern. Es werden nun auch
 jeho Angriffe auf die Verwandten des Man-
 nes etndueit, die man in der Brautnacht
 versuchte, jedoch mit der Nachgiebigkeit,
 daß es den Jünglingen freisteht, mit Weine
 sich los zu kaufen.

Wenn ein

S e r b e

aus der Gegend von Kamenz in der Oberlausitz ein Mädchen aus einem andern Dorfe heirathen will, und mit seinem Brantwerber (*Druschba*) und Begleitern angezogen kommt, so laßt er den Richter des Dorfs fragen, ob es einigen fremden Männern erlaubt sey herein zu kommen, worauf er die Antwort erhält: wenn sie ehrliche und brave Leute sind, so mögen sie in Gottes Namen kommen, aber nur der alten Weiber und jungen Kinder schonen. Dies scheint sich auf die Gewohnheit Bräute zu rauben, zu beziehen.

Die Serbischen Jünglinge haben noch jene mitternächtlliche Freiheit bei ihren Bräuten, *Frejot* genannt, die bei den Schwarzwäldern und Hochschottländern Kommnächte, Probenächte, in der Schweiz der

Kilpgang, in Franken das *Fenstergehen*, in Böhmen *Bettelnächte*, und in Sibirien das *Busenrecht* heißen.

Sonntags vor der Hochzeit schicken die geladenen Gäste Flaschen voll Käse zu den Kuchen, und eine mit Butter hoch aufgethürmte Butterbüchse. In der Gegend von Kamenz senden diejenigen, welche bei der Verlobung gegenwärtig waren, nach dem ersten Aufgebot Gänse, und die Weiber, welche zur Hochzeit kommen, bringen Butter und Käse mit.

Die Einladung geschieht zu Pferde; der Bräutigam hat einen Degen, auch oft Pistol.

In der Gegend von Kamenz versammeln sich die Dirnen um Abend vor dem Hochzeitstage bei der Braut, und singen ein Brautlied, das noch Spuren von dem alten Beklagen der Jungfräuschaft zu tragen scheint.

Am Hochzeitstage versammeln sich die

Freunde des Bräutigams bei demselben, und begleiten ihn unter Musik zur Braut. Alle erscheinen im feierlichen Gewande.

Die Braut trägt auf dem Kopfe eine schwarz sammetne nach oben zugespitzte Mütze, die oben offen ist, hinten einen runden Absatz hat, der *Borda* genannt wird. Diesen umgiebt ein messingener Reifen, woran Sternchen von eben diesem Metall hängen. Auf der Spitze der *Borda* sitzt der Kranz von grüner und rother Seide. Um den Hals trägt sie Korallen, darüber hängen an einer Schnur eine oder zwei Reihen altes Geld, mehrentheils Thaler mit Oehrchen, herunter. Ihre Arme sind mit einem Band umwunden, damit sie, die *Ungewisse* *), nicht entfliehen oder leicht geraubt werden könne. Um den Leib haben sie einen Gürtel oder Band. Jetzt tragen

*) So heißt die Braut noch bei den meisten Slawischen Stämmen.

sie ordentliche Strümpfe und in den Schnellen Schnallen, doch an vielen Orten zeichnen sie sich noch, wie ehemals, durch rothe oder weiße gewickelte, oder in Falten oder Rollen gelegte Strümpfe und gebundene Schuhe aus.

Der Braut wird eine Matrone zur Aufsicht gegeben, die *šlonka*, und bei den Deutschen in Meissen und der Lausitz, *Salzmeste* heißt.

Mit vielem Gepränge und unter Musik beginnt nun der Zug nach der Kirche. Man singt dabei:

*Wir führen sie, wir führen sie,
Wir haben sie, wir haben sie,
Und geben sie sonst niemand! *)*

Die

*) *Wedzemy ju, wedzemy ju,
Mamy ju, a mamy ju,
Et nikomu je hewek ujedami.*

Man sieht hieraus, daß die Braut ehemals mit Gewalt genommen, und gegen Räuber vertheidigt werden mußte.

Die Salzweste nimmt zerschnittene Kuchen mit in die Kirche, und wirft sie beim Heimgange unter die Leute. Ihre Gastgebote gränzen an Ueberfluß und Verschwendung. Die *słonka* bedient die Braut, und bringt ihr von jedem Gerichte den ersten Bissen in den Mund. Die Braut steckt über Tische ein Stückchen Brod ein, das sie sorgfältig aufhebt, und welches nie schimmeln oder verderben, sondern zu vielen Dingen gut seyn soll *). Die Hochzeitgeschenke werden, wie bei den übrigen Slaven, mit vielen Zeremonien überreicht.

*) Mit dem Brod zeigt sich bei der schon vorhin angeführten Sitte ein ehrwürdiger Gebrauch. Es hat wahrscheinlich, als Symbol der Fruchtbarkeit und des Ueberflusses, hierzu Anlaß gegeben. Bei der Trauung der Wallachen werden sie vom Priester mit einem in Honig getauchten Brod gespeiset. Die Kassubischen Brautleute heißen aus einem Brodte ein Stückchen aus, und heben dasselbe auf.

In der Gegend von Budissin schenkt die Braut, wenn sie in ihre Wohnung kommt, der zuerst ihr begegnenden Person ein Brod. In manchen Orten läßt sie alle Zuschauer aus einem Milchgefäße Bier trinken. Den Tag nach der Hochzeit muß sie sogleich die beim Hochzeitmahl gebrauchten Tücher waschen. —

Unter den übrigen europäischen National-Feierlichkeiten bei Hochzeiten (die sich einander ziemlich ähnlich sind) verdienen noch einige Eigenheiten der

H o l l ä n d e r

bemerkt zu werden. Ueberhaupt wird bei diesen ein ungezwungener Umgang zwischen jungen Leuten beider Geschlechter, besonders in den niedern Ständen, so sehr als Würze, wo nicht als Bedürfniß des Lebens

betrachtet, daß gewiß zwei Drittheil aller Bürger- und Bauernmädchen ihre bestimmten Liebhaber besitzen, von denen sie spät oder früh, nachdem es die Umstände erlauben, geehelicht werden. Oft dauern solche Verbindungen zehn und mehrere Jahre, ohne daß man einander dadurch gleichgültiger würde.

In verschiedenen Gegenden giebt es ganz besondere Sitten und Gebräuche, die den verliebten Umgang junger Leute begünstigen. In *Nordholland* z. B. gehen die jungen Bursche auf dem Lande gegen Abend vor die Hausthüre der jungen Mädchen, die schon auf dergleichen Besuche gefast sind, klopfen an, werden gefragt, was ihr Begehre sey? thun hierauf ihrer Schönen eine scherzhafte Liebeserklärung, oder schützen sonst einen Vorwand ihres Besuchs vor, und finden ihn auf alle Fälle in der Bitte, ihre Pfeife anzünden zu dürfen. Gefällt der

junge Mann, ist das Mädchen etwa gar schon mit ihm näher bekannt, oder auch nur um Gesellschaft verlegen; so öffnet sich die Thüre, andere Paare kommen dazu, und nun wird die Nacht fröhlich durchschwärmt. Beim Anbruch des Tages bringt jeder Liebhaber sein Mädchen nach Hause; denn in Nordholland ist nicht Hesper, sondern der Morgenstern, der Stern der Liebe. Auf der Insel *Texel* heist daher dieser Gebrauch auch *Krieken*, d. i. Grauen des Tags, oder Morgendämmerung; weil dieses eine alte hergebrachte Sitte ist, so halten sie die Aeltern für sehr löblich, und sagen nicht nur nichts dagegen, sondern würden selbst sehr verlegen seyn, wenn ihre Töchter nicht zu dergleichen Parthien gezogen würden, und keine nächtliche Besuche erhielten.

In dem Nordholländischen Dorfe *Schaagen* herrscht eine andere hieher gehörige

Sitte, die vielleicht Gelegenheit zu der niederländischen Volkssage von einem Schaagengschen Mädchenmarkt gegeben hat. Hier pflegen sich nämlich um die Kirchmessenzeit *) die Mädchen in ihrem schönsten Putze zu zeigen, und die Spatziergänge, vor allen aber den Kirchhof, als den bestgelegendsten, zu besuchen, um einen Kirmesburschen zu fesseln. Die jungen Mannsleute benutzen diese willkommene Gelegenheit, begeben sich auch zu diesen Rendezvous, und suchen sich eine Schöne aus, bei der sie, den ganzen Jahrmarkt über, den Liebhaber spielen, sie in allem frei halten, und nicht eher von der Hand lassen, bis das Fest ein Ende hat.

Andere ähnliche Gebräuche herrschen in den übrigen Gegenden der Republik, andere

*) Mit den Kirchmessen sind in den Niederlanden die Jahrmärkte verbunden, daher heisst Kirchmefs überhaupt so viel als Jahrmarkt.

aber sind, ihrer mißlichen Folgen wegen, durch strenge Verbote abgeschafft worden. Zu diesen gehört besonders das *Queesten*, welches ehemals auf der Insel Vlieland, dem Helder, und in einigen andern Gegenden von Nordholland im Schwange ging. Hier waren nämlich die Aeltern, welche mannbare Töchter hatten, verbunden, eine Scheibe über der Hausthüre auszuheben, zum Zeichen, daß man hier *queesten* könne. Das *Queesten* selbst geschah auf folgende Weise. Ein junger Bursche, der Lust hatte, sich näher mit einem Mädchen bekannt zu machen, begab sich zur Abendzeit an ihre Thüre, und machte Anfangs einen Versuch, durch gute Worte, Schmeicheleien, Versprechungen und andere zärtliche Mittel ins Haus zu kommen. Glückte dies nicht, so stieg er durchs Fenster hinein, und nun mußte ihm das Mädchen erlauben, sich zu ihr ins Bette legen zu dürfen, jedoch nur

zwischen die wollene und Kattundecke, so daß sich allezeit eine Decke zwischen ihm und dem Mädchen befand. Der Texelsche Kroniker sagt, daß bei solcher zärtlichen Liebesbewerbung Zucht und Ehrbarkeit allezeit Wache gehalten hätten.

Dergleichen Begünstigungen finden aber bei der gebildeteren Klasse nicht statt. Will ein junger Mann die Erlaubniß erhalten, ein Frauenzimmer in ihrer Wohnung zu besuchen, so muß er ernsthafte Absichten haben, solche den Aeltern und Vormündern entdecken, und sie in sein Interesse ziehen. Darf er sein Mädchen einmal öffentlich besuchen, so ist dies ein sicheres Zeichen einer bevorstehenden Ehe. Bekanntlich halten die Niederländer die Ehe für nichts weiter als einen feierlichen bürgerlichen Vertrag, bei dessen Schließung die Geistlichkeit eigentlich nichts zu thun hat, und wo-

bei die Prokuratoren weit mehr, als die Beichtväter zu Rathe gezogen werden.

Sobald die interessirten Parteien übereingekommen sind, wird der Verlobungstag festgesetzt. Der Bräutigam begiebt sich an solchem mit seinem Vater, und die Braut mit ihrer Mutter, oder ein Paar andern Zeugen, auf das Rathhaus, wenn die Verlobung aber auf dem Lande geschieht, zum Amtmann, oder Gerichtsactuar des Dorfes. Hier werden die Kontrahenten gefragt, ob sie einander zu heirathen Willens sind? und ihre Erklärungen niedergeschrieben. Gewöhnlich nennt man diese Handlung das Anzeichnen (*aanteekenen*); in Amsterdam bezeichnet man sie unter dem Bürgerstand mit dem Ausdruck, *vor die rothe Thür gehen*; weil die Ehestandsrichter sich vor Zeiten in eine Kapelle, in der sogenannten alten Kirche versammelten, die eine rothe Thüre

hatte. Die älterliche Einwilligung wird nur dann unumgänglich zu dem Verlöbniß erfordert, wenn das Brautpaar noch nicht die Jahre der Mündigkeit erreicht hat, d. h. wenn das Mädchen noch unter dem zwanzigsten, und der Bräutigam noch unter dem fünf und zwanzigsten Jahre ist, außerdem aber nicht. Nach geschעהner Anzeichnung lassen sich reformirte Brauteute, drei Sonntage nach einander, in der Kirche, andere Glaubensgenossen aber auf dem Rathhause aufbieten. In dieser Zeit schenkt man sich den Mahlschatz. Unter den gemeinen Klassen besteht solcher, wie in Deutschland, in einem goldnen Ringe, und bei den Vornehmern außerdem in allerhand Kostbarkeiten. Diesen Trauring tragen die Frauenzimmer an der linken, hernach aber an der rechten Hand, und zwar gemeiniglich am Daumen.

Die Tage zwischen dem Verlöbniß und

der Hochzeit werden durch kleine Feste und mancherlei Feierlichkeiten ausgefüllt. Angesehnen Leuten auf dem Lande errichten ihre Freunde Ehrenpforten, flechten ihnen Kränze, und hängen solche an ihren Thüren auf. Ist das Brautpaar im Verdacht, Amorsfreunden zu früh gekostet zu haben, so flieht man ihnen statt der Palmen Strohkränze, oder hängt ihnen auch wohl eine Stroh-
puppe über die Thüre, oder bestreut die Strafen vor dem Hause mit gehacktem Stroh, u. dergl. Die Verlobnismahlzeit zeichnet sich durch Tafelstreuern aus, welches darin besteht, daß man die Tafel mit Blumen und allerhand gefärbten Sand künstlich bestreut.

Kurz vor der Hochzeit werden Freunde und Nachbarn auf die *Brautsthären* geladen. Bei den Vornehmen bestehen solche in Rheinwein oder Pontak, welchen man mit Zucker, Zimmt und andern Gewürzen,

auf Art des *Hypokras*, bereitet. Bei dem gemeinen Volk nimmt man gewöhnlich rothen Wein mit Zucker dazu. In Amsterdam und andern Städten pflegt man mehrere Flaschen von diesen Brautsthänen mit vielem Gepränge an Freunde und Verwandte zu schicken, und für sich selbst einen beträchtlichen Vorrath davon aufzubewahren, um bei Geburtstagen und andern feierlichen Gelegenheiten Gebrauch davon zu machen.

Am Hochzeitstage selbst eilen die Freundinnen der Braut, sie anzukleiden. Die ganze Familie versammelt sich im Hochzeitshause, und das Brautpaar begiebt sich, wenn es von der herrschenden Religion ist, nach der Kirche, um sich trauen zu lassen. Gegenwärtig gehört es zum Modeton, diesen Akt in einer französischen oder englischen Kirche zu verrichten, und es trifft sich zuweilen, daß beide Brautleute kein Wort

von der fremden Sprache verstehen, in der die Trauungsformel gesprochen wird, so daß der Küster dem Brautpaar das entscheidende *oui* oder *yes* in die Ohren flüstern muß. Indessen können Trauung und Aufgebote bei den Reformirten eben so wohl, als bei andern Religionstevwandten, vor dem weltlichen Richter geschehen. In diesem Falle geht das Brautpaar nach dem Rathhause; die Heirathskommissarien ermahnen es zur Treue, Friede und Eintracht, stellen ihm ein Certifikat über den vollzogenen Vertrag aus, und damit hat die Feierlichkeit ein Ende. Man begiebt sich nach Hause, begiebt den Tag nach seinen Umständen, und erfüllt das göttliche Gebot: *seyd fruchtbar!* mit eben dem Eifer, als wenn es ein Priester durch seine Trauungsformel eingestärkt hätte.

Ehen, die nicht auf diese Weise vollzogen sind, werden für ungültig gehalten,

und als Konkubinat nach einer gewissen Taxe bestraft; ein monatlicher Konkubinat wird mit 100, ein zweimonatlicher mit 200, ein dreimonatlicher mit 7000 Gulden, und ein längerer mit willkürlicher Geldbusse und einer zehnjährigen Verbannung bestraft.

Was in andern Ländern der Klerus thut, geschieht hier von der weltlichen Obrigkeit: sie belegt den Eintritt in den Ehestand mit einer Abgabe. Eheämlich das Verlobniß auf dem Rathhause vollzogen wird, legt man dem Brautpaar eine in verschiedene Klassen vertheilte Rechnungsliste vor, um sich selbst zu schätzen. Von dieser Vermögensangabe hängt zum Theil der Kredit der jungen Eheleute ab. Daher zeichnen sich gewöhnlich alle nur etwas wohlhabende in die erste oder zweitausend Gulden Klasse, und zahlen für diese Ehe sechzig Gulden. So unpolitisch und

zweckwidrig diese Einrichtung ist, so hat sie doch nicht den geringsten Einfluss auf die Nation, und wenn die Menge der Ehen als ein Maafstab der Sittlichkeit einer Nation angesehen werden kann, so sind die Niederländer noch immer die moralischste Nation unter den Europäern, da bei ihnen auf 64 Menschen jährlich eine Ehe kommt.

Die Feierlichkeit, womit die Niederländer das 25te und 50te Jahr nach ihrer Verbindung zu begen pflegen, beweist, wie sehr sie eine glückliche Ehe zu schätzen wissen. Jenes nennen sie die silberne, und letzteres die goldne Hochzeit. Ehegenossen, die diese Periode erreichen, lassen sich aufs neue feierlich in der Kirche einsegnen, wobei gewöhnlich die ganze Nachkommenschaft gegenwärtig ist. Wohlhabenden Personen werden bei diesen Gelegenheiten Jubelmedaillen geschlagen, sie

selbst geben Mahlzeiten, woran nicht nur die ganze Familie, sondern auch alle Bekannten Theil nehmen. Für ein fühlendes Herz kann es kein reizenderes Fest geben, als bei einer solchen Jubelhochzeit eines greisen und noch muntern Paars, Kinder, Enkel und Urenkel das reinste Opfer der Liebe auf eine so mannichfaltige Art darbringen zu sehen. —

Unter den verschiedenen Religionskasten zeichnet sich das Eigenthümliche der

H e r r e n h u t e r

bei Hymens Feier vorzüglich aus. Bei uns ist die Heirath entweder eine Art von Handel, oder die Wahl der Empfindung, oder in höchst seltenen Fällen ein Geschäft der Vernunft. Bei den *Herrenhutern* ist die Heirath weder ein Werk des Geizes, der Liebe,

oder der Vernunft, sondern das Geschäft der — *Würfels*.

• Wie bekannt, sind in allen Herrenhuterischen Anstalten die unverheiratheten Mädchen und Jünglinge von einander abgesondert. Aller Umgang ist den beiden Geschlechtern mit einander untersagt: sie sehen sich höchstens in der Kirche, oder im Vorübergehen einmal, und wenn der leidige Amor einmal durch die Augen eines Mädchens und eines Jünglings sich einen Weg in ihrer beiden Herzen zu eröffnen wufste, so macht dies das Ding auf keine Weise besser: die Gesetzgeber der Bruderschaft haben durch die strenge und genau befolgte Absouderung beider Geschlechter diesem Tausendkünstler eine so feste Barriere entgegen gesetzt, daß es ihm nur sehr selten gelungen ist, einen Schleichhandel von Liebe mit der herrenhuterischen Jugend zu treiben.

Ueber

Ueber die heirathslustige Jugend werfen die strengen Vorsteher das Loos, das einzige bei den Herrenhauern erlaubte, und gewiss das allergefährlichste Hazardspiel. Man kündigt dem jungen Manne an, welche Frau auf seinen Wurf getroffen ist, und er hat keine Freiheit weiter, wenn etwa seine Augen schon in der Kirche gewählt haben, als zu diesem Gottesurtheile nein zu sagen. Er darf es nicht einmal wagen, die zu nennen, die sein Auge liebt. Er muß unverheirathet bleiben, oder er muß aufhören Herrenhauer zu seyn, wenn er sich diesem strengen Gesetze nicht unterwerfen will.

„Abscheulich! abscheulich!“ werden hier die jungen Damen ausrufen; „also das Loos giebt einem Mädchen einen Mann, der etwa hässlich ist, wie die Nacht, oder der mürrisch, oder von einem schlechteren Stande ist, oder — (der Himmel weiß wie Feyer der Liebe, II. Th. N

viel Oder man hier herzahlen könnte;) —
welch fürchterliches Unglück muß nicht
durch dieses unmenschliche Gesetz in allen
Ehen bei den Herrenhutern entstehen; da
müssen auch wohl die Ehescheidungen aus-
serst leicht zu erhalten seyn? —

Gerade der entgegen gesetzte Fall; die
Ehescheidungen sind ausserst schwer; nur
der Ehebruch und eine vollkommene Ab-
neigung, kann nach den Gesetzen der Brü-
dergemeinde eine Ehe scheiden! In allen
herrenhutischen Kirchenarchiven liegt nicht
eine Klage auf die Ehescheidung! Und Pro-
cesse dieser Art, welche unsere Richter tä-
glich beschäftigen, sind ganz etwas unerhör-
tes. — Bedarf man einen überzeugenderen
Beweis von glücklichen Ehen?

Dieses unbegreifliche Wunder löst sich,
sobald man einen Blick auf unsere und die
Lebensart der Herrenhuter wirft. Lebten
sie wie wir, unter den mannichfaltigen

Zerstreuungen, unter den tausendfachen Bedürfnissen des Mannes und des Weibes, die sich durchkreuzen, und den so vielfachen Verhältnissen, worin bei uns Mann und Weib gegen einander stehen, durch Luxus, Gesellschaft, Vergnügungen, Beschäftigungen, Kleidung, Kinderzucht u. s. w., so würde eine gute Ehe bei den Herrenhuten, die das Loos geschlossen hatte, ein noch weit seltneres Wunder seyn, als sie es bei uns ist. Der Herrenhuter, von Jugend auf zu dem einfachsten Leben, zur steten Arbeit gewöhnt, gewöhnt zum Gehorsam gegen die Befehle seines Obern, ohne darüber zu urtheilen, empfängt sein Weib, wie der alte Grieche, einen Befehl, den die pythische Priesterin auf ihrem heiligen Dreifuß aussprach. Sie zieht in sein Haus, und er hat, ohne im mindesten seine Beschäftigung, oder seine Lebensart deshalb zu ändern, ein Weib,

und durch das Weib die große Bequemlichkeit, sich nicht mehr dem langweiligen Zwange des Bruderhauses unterwerfen zu müssen. Seine Frau hat durch die Ehe ebenfalls eine Bequemlichkeit mehr erhalten, sich von dem Zwange des Schwesterhauses befreit zu sehen, ohne ebenfalls etwas anders in ihrer Lebensart geändert zu haben.

Mann und Frau stehen auf, trinken stumm oder unter wenigen Worten Kaffee, gehen an ihre Arbeit, essen Mittags, arbeiten bis Abends, essen dann und gehen schlafen. Woher sollen bei dem häuslichen, wortarmen, immer beschäftigten Herrenhüter, Ursachen zu Streitigkeiten kommen? Die Kinderzucht hat ihre bestimmten Regeln: Fleiß und Beten. Putz für Mann und Weib ist bestimmt, Gesellschaft ist wenig, und ohne alle mögliche Unordnungen, Ver-

gnügungen sind wie nach Klosterregeln abgezahlt. —

Allein dies Leben, verdient es den Namen eines glücklichen? — Wo die süßen Ergießungen des Herzens nicht durch Feinheit, kleine Verlegenheiten, Selbstentschluß, gegenseitige Hülfe und gegenseitiges Verweihen die Wurze des Lebens sind; wo das Weib des Mannes nur bedarf, um Mutter zu werden, und der Mann des Weibes nur um seinen Namen fortzupflanzen, da kann unmöglich Glück wohnen. —

Zu gleicher Zeit aber führen diese unglücklosen Ehen der Herrenhuter auf die ernsthafte Bemerkung: wie glücklich könnten bei uns der größere Theil unserer Ehen seyn, da bei uns Herz und Neigung, Ueberlegung und Vernunft freie Wahl haben, wenn wir nur einigermaßen zu einer simplen, natürlichen Lebensart zurückkehren wollten, von welcher uns Luxus, Eitel-

keit, und die Sucht in Kleinigkeiten zu glänzen, vertrieben haben: häusliches Leben würde die meisten Quellen des Elendes in den Ehen verstopfen, und die Liebe, welche unsere Ehen schließt, würde Leben und Freude, Fröhlichkeit und Wonne an der Seite des jungen Weibes in jede Hütte einführen. —

Die Feiertlichkeiten bei der Verlobung und Trauung bei den Herrenhauern sind übrigens sehr einfach. Jene geschieht in Gegenwart der Aeltesten der Bruderschaft und der nächsten Verwandten, diese vor der ganzen Gemeinde. Man singt ein Paar Verse, der Prediger trägt einen biblischen Text vor, giebt ihnen hierauf die Hände zusammen, und spricht den Segen über sie. Hernach wird wieder gesungen. Alles übrige geschieht ohne Aufwand von Kosten und Prunk. Die nächsten Verwandten bewir-

then gewöhnlich das neue Paar mit einer frugalen Mahlzeit. —

Bei den Heirathen der heutigen

J u d e n

herrschen noch mancherlei sonderbare Gebräuche. Es wird vorzüglich darauf gesehen, die Trauung im Vollmond oder doch im zunehmenden Mond zu vollziehen, warum? läßt sich aus der weiblichen Physiologie leicht erklären *). Der Talmud bestimmt sogar die Heirathstage: es heißt darin: eine Jungfrau heirathet man am vierten (Mittwoch), eine Wittve aber am fünften Tage in der Woche (Donnerstag); denn zweimal in der Woche sitzen die Richter in den Städten, nämlich den zweiten und fünften Tag, damit der Bräutigam, wenn

*) Nova luna purgat puellas.

er wegen der Jungfräuschaft etwas vorzubringen hätte, sogleich vor dieselben kommen könne. Mit einer Wittwe soll man am fünften Tage Hochzeit machen, damit man die übrigen drei Tage bis zum Sabbath fröhlich seyn könnte.

Heut zu Tage dauern die Hochzeitfeierlichkeiten gewöhnlich sieben Tage, während welcher Zeit der Bräutigam nichts arbeiten, auch nicht allein über Feld oder sonst ausgehen darf, damit ihn nicht der Teufel, wenn er ihn allein anträfe, Schaden thun könnte. Acht Tage vor der Kopulation gehen weder Braut noch Bräutigam aus dem Hause, sondern die Freunde derselben bleiben bei ihnen, und machen sich mit Essen, Trinken und Spielen lustig. Den Tag vor der Hochzeit wird die Braut in das so genannte kalte Bad geführt. Einige Weiber begleiten sie mit Musik dahin, damit Jedermann sehen möge, daß eine Braut dahin

geführt werde. An eben diesem Tage schicken Braut und Bräutigam einander einen Gürtel zu. Zuweilen schickt der Bräutigam der Braut gestickte Schuhe und Pantoffeln, diese aber jenem einen Tallis, ein Sterbkleid und eine leinwandene Mütze. Am Tage der Hochzeit versammeln sich die Weiber von der Familie bei der Braut, und schmücken sie auf das prächtigste. Ihr Haar wird in mehrere Zöpfe geflochten, denn 1 B. Mos. 2, 22, steht geschrieben, sagen die Rabbinen: *Er machte der Eva Haarlöcher.* Bei diesem Flechten erfordert es der Wohlstand, daß sie sich sehr klaglich bezeige. Sie hängen ihr auch einen dünnen Schleier vor die Augen, nach dem Beispiel der *Rebecca*, von der es 1 B. Mos. 24, 65, heißt: *sie nahm den Alantel und verhüllte sich.* Nun erscheint der Bräutigam in seinen besten Sabbathskleidern vor der ausgeputzten Braut. An einigen Orten trägt er eine

schwarze Kappe während der Trauung auf dem Haupt, zum Zeichen seiner Trauer über die Zerstörung Jerusalems. Einige Männer begleiten den Bräutigam, Weiber die Braut im feierlichen Zug nach der Synagoge. Die Trauung geschieht unter freiem Himmel, um anzuzeigen, daß sich dies neue Paar vermehren soll, wie die Sterne am Himmel. Der Branthimmel, *Chuppah*, wird von vier Knaben getragen. Ein Chor Musikanten geht voraus. Braut und Bräutigam treten mit einigen Männern und Weibern unter diesen Himmel, und die ganze Versammlung schreiet aus vollem Halse: *gelobet sey, der da kommt*. Die Braut wird dreimal um den Bräutigam herumgeführt, nach der Auslegung der Stelle: Jer. 31, 22. *Das Weib wird den Mann umgeben*. Hierauf führt sie der Bräutigam auch dreimal um den Himmel. Die zuschauenden Juden streuen Weizen und Korn auf sie, und ru-

sen dabei: *seyd fruchtbar und mehret euch.* Beide, die Braut zur rechten Seite, treten nun wieder unter den Himmel, das Gesicht nach Mittag gekehrt, nach der *talmudischen* Lehre: wer sein Bette zwischen Mittag und Mitternacht setzt, daß er das Gesicht gegen Mittag und die Füße gegen Mitternacht kehret, der bekommt viel Kinder. Hierauf nimmt der Rabbiner, oder wer sonst die Kopulation verrichtet, die Hände des Brautpaars, legt sie zusammen, und deckt über beide den Tallis, denn die *Ruth* sagte zu ihrem Vetter *Boaz*: *Breite deinen Mantel über deine Magd,* *Ruth* 3. 19. Hierauf läßt sich der Rabbiner einen Becher mit Wein geben, und spricht drei mal den Segen darüber. Der Bräutigam steckt der Braut einen goldenen Ring an den Zeigefinger und sagt: nach diesem Ring sollst du mit mir verheirathet seyn, nach dem Rechte Mosis und Israel. Einige andere Zeugen erscheinen, und der vorher

geschlossene Ehekonzert wird laut vorgelesen. Der Rabbiner und einige andere trinken etwas von dem gesegneten Weine, und gießen das übrige auf die Erde. Nun trinkt auch der Bräutigam ein Glas Wein, und wirft das leere Glas gegen die Mauer des Tempels, an den daselbst befindlichen Stern. An einigen Orten wird das Glas, wenn die Braut eine Wittwe ist, an die Erde geworfen. Dies soll zur Erinnerung der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem geschehen. Eine Lüge ist, daß der Bräutigam, der jenen Stern mit seinem Wurf nicht trifft, die erste, oder gar die acht ersten Nächte bei seiner Braut nicht schlafen dürfe. Nach dem Wurf eilt der Bräutigam mit seiner Begleitung nach Hause, um früher als die Braut in die Thüre zu treten. Das Hochzeitmahl wird am Abend genossen. Der Braut wird zuerst eine Henne und ein Ei vorgesetzt, als eine Anspielung auf die

Fruchtbarkeit der Ehe. Der Bräutigam legt ihr davon vor. Nach dem Mahl bringen die Freunde des Brautigams die Hochzeitgeschenke. Das Tanzen beginnt mit dem sogenannten *Mitzrechtanz*, oder dem *Gebotsanz*; der vornehmste unter den Männern nimmt den Bräutigam bei der Hand, und tanzt mit ihm; die übrigen Männer folgen paarweise nach. Die Weiber machen es eben so. —

An einigen Orten ist es üblich, daß sich am Verlobnissage, wenn die Heirathsverträge verfertigt und verlesen werden, eine Menge Jünglinge, mit neuen Töpfen in den Händen, in dem Zimmer versammeln. In dem Augenblick, daß der Ehevertrag verlesen worden, werfen sie solche auf einen Haufen, zum Zeichen, daß so wenig die Trümmer dieser Töpfe wieder ganz gemacht werden können, das Ehebündniß getrennt werden könne. Dieser Gebrauch

ist fast in ganz Deutschland unter dem Namen des *Polterabends* bekannt.

Es wird den Lesern nicht unangenehm seyn, hier noch einige Bemerkungen über verschiedene bei der Feier der Verlobung und Hochzeit vorkommende Gegenstände zu finden.

Der Brautring.

Der Gebrauch des Rings verliert sich tief in den Zeiten des Alterthums. Aegypter und Hebräer bedienten sich seiner schon in den frühesten Zeiten. Von Aegypten erhielten ihn die Griechen, und von diesen die Völkerschaften Italiens, worunter er

besonders von den Etruskern zu den Römern kam. In den ersten Zeiten ihrer Republik bedienten sich diese, gleich unsern alten deutschen und andern Völkern, blos eiserner Ringe. Goldene waren anfangs nur ein Vorzug derer, die in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen bezeichneten sie den Charakter der Senatoren und des Ritterstandes. Die Damen fügten bald an, silberne Ringe zu tragen. Später, nach Vernichtung des Gesetzes, welches ihnen Gold zu tragen verbot, gab es eine Zeit in Rom, wo man beide Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenke links und rechts seinen Ring hatte.

Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes aber ist nicht sowohl Gegenstand des Schmucks, als vielmehr ein Petschaft zu seyn. Und in dieser Bezie-

hung ist er ein so allgemein übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Geliebten einen Ring, als Symbol, daß ihre *getroffene Verabredung als unverrücklich, hienit so gut wie unterseigt sey*. Diese Bedeutung hatte er bei den Griechen und Römern, wie bei den ältesten Hebräern und andern Völkern, deren die Geschichte gedenkt, so daß also der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine vor Alter bereits grau gewordene Sitte war, als das Christenthum entstand. Die ersten Anhänger dieses neuen Glaubens behielten den Ring nicht allein zum Unterpfande der Verlobung bei, wozu er vordem blos diente, sondern sie flochten ihn auch in die Feierlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung nochmals vor den Augen der Gemeinde zu bestätigen. Die Brautringe wurden nämlich, als das öffentliche Eheverlobniß in der Kirche vor dem

dem Priester, und zwar kurz vor der ehelichen Trauung geschah, von dem Geistlichen zuvörderst eingeseegnet, und den Verlobten an die Finger gesteckt. Zuerst brachte der Priester den geweihten Ring der Braut an den Finger des Bräutigams, unter den Worten: *im Namen Gottes des Vaters*; hierauf zog er den Ring wieder ab, und steckte ihn an den andern Finger, mit den Worten: *und des Sohnes*; dann brachte er ihn endlich an den dritten Finger, unter den Worten: *und des heiligen Geistes*.

An welcher Hand man den Ring führte, war nicht bei allen Völkern gleich. Die Juden hatten ihn an der Rechten. Griechen und Römer trugen ihn am vierten Finger, weil man, wie *Isidorus* bemerkt, wissen will, daß dieser Finger eine Ader enthalte, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. Den Ring hingegen am Mittelfinger

Feyer der Liebe II Th. O

zu tragen, wurde für ein unsittliches Symbol gehalten und vermieden. *Martene* bemerkt, die christlichen Bräute hätten den Ring an der linken Hand tragen müssen, weil nur der Bischoff denselben, zum Zeichen einer vollkommenen Keuschheit, an der rechten trüge. In einem alten Messbuch zu *Rennes* ward hingegen verordnet, der im Namen der heiligen Dreifaltigkeit gesegnete Ring sollte an den Finger der rechten Hand gesteckt werden.

So wie der Werkmeister des ersten Rings vergessen ist, eben so liegt das Andenken dessen, der den ersten

B r a u t k r a n z

gewunden hat, tief in dem Labyrinth der Vorzeit. Der Kranz überhaupt war ein Symbol von sehr mannichfaltigen Dingen

worunter die Bedeutung der *Unvergänglichkeit* und *Hoheit*, die älteste Idee der Völker gewesen zu seyn scheint. Aus diesem Grunde dachten sie sich zuerst ihre *Gottheiten* bekränzt *). Könige, als Götter der Erde, ahmten bald das Zeichen der himmlischen Wesen nach, und so entstand das Diadem hoher Häupter, das aus einem anfänglich einfachen Kranze in eine Krone ausgeartet ist. Die älteste Erwähnung eines solchen königlichen Kranzes, ist die des hebräischen Geschichtschreibers, *Mose*, da, wo er die Schicksale des frommen Josephs erzählt, den der Souverän von Aegypten durch

*) Janus führte die Kronen zuerst in Italien ein. Apollo trug eine Krone von Lorbeern. Die Pandora wurde zuerst von den Grazien mit einer Krone geschmückt. Die Pallas trug eine Krone von Oelzweigen, die Venus eine von Rosen, Isis und Ceres trugen sie von Kornähren.

ein Diadem zum Großvezier dieses Landes auszeichnete. Nach und nach erweiterte sich der Gebrauch der Kränze; als Zeichen der *Ehre*, des *Glücks* und der *Freude* wurden sie endlich bei jeder Gelegenheit üblich, die mit einem dieser drei Dinge Zusammenhang hatte. So bekränzte man bei Opfern sich und das Opferthier, samt Priester und Altar, um die Gottheit dadurch zu ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze *), wenn sie im Felde den Feind besiegt, oder in öffentlichen Spielen den Vorzug errungen hatten, so wie Dichter damit beschenkt wurden, die ihren Helden am würdigsten besangen.

*) Die Athenienser führten die Bürgerkronen ein, und beschenkten den Perikles zuerst damit. Der reiche Crassus trug in seinem Triumph zuerst eine Lorbeerkrone, an der die Blätter von Silber, das übrige von Gold war.

Besonders aber vervielfältigte sich ihr Gebrauch bei fröhlichen Mahlen und Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur Pokale wurden bekränzt, sondern sogar oft jeder Gast zwei- und dreifach; indem sie nicht nur auf den Kopf einen Kranz legten, sondern auch einen um die Schläfe, und einen dritten um den Hals wanden, oder an der Brust herabhängen ließen *).

- *) Den Ursprung der Bekränzungen des Hauptes schreibt man der Trunkenheit der Alten zu, welche die dadurch verursachten Kopfschmerzen zu lindern, oder ihnen vorzubeugen suchten, indem sie sich den Kopf banden. Anfangs bestand ein solches Band aus wollenem oder leinenem Zeug, nachher wurden sie mit Myrthen, Rosen u. dgl. durchflochten, und man trug sie zur Zierde. Bacchus soll sich die erste Krone von Ephen aufgesetzt haben, und ward daher als doppelter Arzt gepriesen, nicht nur als Erfinder des Weins, sondern, auch der

Liebende behingen bei nächtlichem Harren vor der Thür einer spröden Schöne ihre Pfosten mit Kränzen; Braut und Bräutigam trugen Kränze, als glückliches *Symbol* der *Vollendung*, theils wegen ihrer zum Ziel gekommenen Wünsche, theils aus Rücksicht bisher besiegtter Leidenschaften und Triebe der Jugend; zugleich aber auch dem Gott der Hochzeit, *Hymenäus*, zu Ehren. Wurde das neue Paar zum erstenmal Vater und Mutter, so wurden Kränze¹, zum Zeichen der Freude, an die Thüren des Hauses gelangen; bei einem Knaben war es ein Kranz von Oelzweigen, bei einem Mädchen ein Kranz von Linnen.

Nicht blos aber die heidnischen Völker der alten Welt, auch der *Hebräer* freute sich des Hochzeitkranzes, wie aus dem Lie-

Kunst, mit kühlendem Ephau die Hitze der Stirn zu dämpfen.

besgedicht, *Hohes Lied* Salomonis genannt, und mehrern Bibelstellen *) zu wissen steht,

Lange zwar sträubte sich das christliche Gewissen, diese Sitte der Heiden nachzuahmen; sie hielten Hochzeitkränze sowohl als andere für Zeichen der Abgötterei, womit sie die Heiligkeit ihres Glaubens nicht entweihen dürften. Tertullian predigte sogar vom Kranze auf dem Kopfe einer Frau, als einem Zeichen der schändlichsten Unzucht. Und andere Väter der Kirche versäumten nicht, ihren Gläubigen die Unschicklichkeit solcher Kränze damit ans Herz zu legen, daß es Verspottung Christi sey, sich leichtsinnig, blos zum Spiel und Scherz, mit duftenden Blumen den Kopf zu umwinden, da Christus bei seinem ehrwürdigen Leiden eine Krone von

*) Aus dem Esaiä LXI, 10. sehen wir, daß die Bräutigame gekrönt wurden.

Dornen getragen habe. Dabei blieb es, bis mit den ersten christlichen Kaisern, die sich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufsetzten, der Scrupel verschwand. Das Volk ahmte nach, und Gewissensbisse kamen bald so sehr aus der Mode, daß der heilige *Chrysostomus* die Brautkrone als ein Zeichen des Sieges erklärte, welchen die Unschuld der beiden jungfräulichen Verlobten über das Laster der ehelosen Ausschweifungen davon getragen habe; und *Gregor von Nazianz* rieth den Hochzeitvätern, ihren Töchtern am Ehrentage selbst den Kranz aufzusetzen. Somit ward diese Sitte sogar heilige Ceremonie vor dem Altar. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fanden sie auf dem Altare, vor dem sie unter ausgestreuten Blumen standen, den getheueten Kelch, und dabei zwei Kränze, die ihrer warteten. Der Diakonus verlas die Formel

der Collekte, worauf der Priester, nach verrichtetem Gebet, ihnen feierlich im Namen des Vaters etc. den bereitliegenden Kranz aufsetzte, der vorher gleichsam durch heilige Formeln geweiht war.

Der Kranz war also auch bei den Christen ein Theil des hochzeitlichen Schmuckes; als Ehrenzeichen des Wohlverhaltens und Trophäe besiegtter Anfechtungen für jedes junge Paar, trat er, samt seinem Gebrauch, zugleich in seine alte Bedeutung ein, mit der er aus den heidnischen Händen überliefert war. Und was ihm sonst von heidnischem Religionsbezug anklebte, wurde, als unverträglich mit christlichen Ideen, abgestreift. Seitdem nun blieb dieser hochzeitliche Kranz in ungestörtem Brauch, und ist noch immer ein Zeichen des Glücklichen, der den Erstling seiner ehelichen Tage lebt. Kränze bei einer zwei-

ten Ehen waren nie häufig, und kamen bald ganz ab; weil die Christen der früheren Jahrhunderte wiederholte Verheirathungen, wo nicht ganz für unerlaubt, doch für ein Zeichen der Wollust hielten, und durch die entzogene Ehre des Kranzes, solche Ehen wenigstens herabwürdigen wollten; ähnlich darin den heidnischen Römern, die derjenigen Frau einen Keuschheitskranz zu tragen verstatteten, die, ohne mehrere Ehen zu versuchen, nur einem Manne ergeben blieb. In der Konstantinopolitanischen Kirche, wo der Gebrauch noch herrscht, das zum zweitenmal vor den Altar tretende Ehepaar zu krönen, wird die Krone nicht auf das Haupt, sondern auf die Schulter geheftet. In verschiedenen morgenländischen Orten nimmt am achten Tage nach der Trauung der Priester die Kronen von den Köpfen der Gekrönten. — Der Brautkranz selbst ist gewöhnlich aus einem

Uelzweig gewunden, und mit weissen und rothen Bändern durchflochten, als Symbol der Unschuld und Scheamhaftigkeit des jungen hochzeitlichen Paares *). —

In den meisten Gegenden Deutschlands ist es unter den Verlobten Sitte, daß die Braut ihren Geliebten mit einem oder mehreren

B r a u t h e m d e n

beschenkt, und dieser überdies am Abend seiner Wünsche einen *Schlafrack* und eine *Mütze* auf dem hochzeitlichen Bette findet. Diese Kleider sind in ihrer ursprünglichen

*) Gynäologie. B. I. Zeichen und Werth der Jungfräuschaft, S. 130. lese man noch, was der Verf. von dem Anspruch der Jungfräuschaftlosen Jungfern und Wittwen auf die Brautkrone, sagt.

Bestimmung *Badekleider*, die als entfernte Folgen mit Aussatz und Krenzzügen Zusammenhang haben. Der Aussatz war bekanntlich ein in den Morgenländern schon seit den ältesten Zeiten sehr gemeines Uebel, welches die zurückkommenden Kreuzfahrer in alle Länder verschleppten, und ganz Europa dergestalt damit ansteckten, daß einige Jahrhunderte verstrichen, ehe es ausgeroutet werden konnte. Man kannte anfangs kein besseres Mittel, als die Gesunden von den Kranken abzusondern, und erbaute in den Städten umher eigene *Aussatzhäuser*. *Matthieu* versichert, daß es unter *Ludwigs VIII.* Regierung über 19,000 dergleichen Häuser in Europa gegeben habe, und ihrer allein in Frankreich im Jahre 1225 mehr als 2000 gezählt worden seyen.

In Deutschland gaben sich Fürsten und Geistlichkeit alle Mühe, der Verbreitung

dieser Seuche Einhalt zu thun; es gelang ihnen, das Mittel in Gang zu bringen, welches Moses dem Volke Gottes empfohlen hatte: *fleissiges Baden*.

Die Geistlichen machten es zu einer Handlung der Andacht, durch welche man seine Sünden abwasche und Vergebung bei Gott erwerbe.

In vielen Klöstern, so wie von den Obrigkeiten in den Städten, wurden Badestuben angelegt, deren viele durch fromme Stiftungen zu *Seelenbüdern* gemacht wurden. Diese hatten den Zweck, daß arme Leute zu bestimmten Zeiten entweder in den Klöstern, oder auch in den Badestuben der Städte und in Hospitalern, umsonst gebadet, und wenn sie es verlangten, auch geschröpft und zu Ader gelassen und hernach gespeiset, oder auch mit Brod, Bier und Salz beschenkt wurden, zum Heil des

Stifters und zur Abkühlung seiner Seele im Fegfeuer. —

Um auch den Ritterstand zur Reinlichkeit zu gewöhnen, wurde demselben das Baden und Abscheeren des Barts bei der Aufnahme eines Ritters in einen Orden, oder eines Kuappen zum Ritter, zur Ordenspflicht gemacht; schwerer hielt es jedoch mit den letztern, weil die Geistlichen in langen Bärten eine Zierde suchten.

So ward auf einmal das auf die Bahn gebrachte Mittel zur herrschenden Mode. Bald in den ersten Zeiten kamen *Brautbäder*, das Baden der *Hochzeitgäste*, und wöchentliches Baden der Handwerksgesellen in häufigen Brauch.

Die Handwerksbursche forderten nicht allein von ihren Meistern wöchentliches

Badegeld, oder eine Vermehrung des Lohns sondern führten auch Sonnabends so genannte *Badeschichten* ein, und liefen früh von der Arbeit, um nach der Badstube zu kommen. Wahrscheinlich schreibt sich hiervon der noch bestehende Gebrauch der Handwerker her, Sonnabends eine Stunde eher, als andere Tage, Feierabend zu machen. —

Auch die Geistlichen, und selbst Bischöfe, wußten sich den neu aufgekommenen Gebrauch, *Badehenden* zu verschenken, nützlich und zu einer Art von Auflage zu machen. Die Bürger von Augsburg, zum Beispiel, mußten ihrem Bischoffe, so oft er badete, zwei neue *Badeschürzen*, und dem Kapellau vierzig Pfennige schenken.

Am wenigsten aber unter allen konnte die *Liebe* diesen Zweig einer möglichen

Gunstbezeugung unbenutzt lassen. Wie man nach und nach überhaupt eine eigene Pracht mit Badekleidern trieb; so wurden sie vorzüglich von Bräuten zu einem wesentlichen Artikel derjenigen Geschenke gemacht, die jeder Bräutigam von den Händen seiner Verlobten zu erwarten hatte. Es wurde überdies Sitte, daß die Braut nicht allein vor der Hochzeit gebadet, und dabei wacker geschmauset wurde; sondern daß auch Braut und Bräutigam auf ihre Kosten die Hochzeitgäste zum Bade führten, und die Braut ihre und des Bräutigams Verwandte mit *Badehemden* beschenkte.

Diesen lästigen Aufwand nahmen hier und da Polizeigesetze in Anspruch; man verbot die Hinführung der Hochzeitgäste zum Bade, und bestimmte zugleich die Schranken, in welchen sich Bräute mit ihren Geschenken zu halten hatten. Die

Rosto-

Rostockische Kleiderordnung von 1531 z. B. setzt fest, daß die Braut dem Bräutigam nicht mehr schenken solle, als eine *Badekappe*, nicht über fünf Gulden an Werth, ferner zwei *Haupttücher* und einen *Badebeutel*.

Nachdem der veränderte Geist der Zeit das Baden weder als Nothmittel der Reinlichkeit, noch als Artikel der Ordenspflichten, oder zum Wohl der Seele im Fegfeuer nöthig findet; und anderer Seits eine neuere Krankheit, als jener Aussatz war, die öffentlichen Badestuben überhaupt verdächtig und in mancherlei Rücksicht bedenklich gemacht hat; so ist auch das Baden der Braut und der Hochzeitgäste dahin; jedoch das sonst übliche Badegeschenk an den Bräutigam, obgleich unkenntlich, noch vorhanden.

Verfolgt man so die Spur der meisten Gebräuche und Sitten der neuern Zeit, in die ältesten hinauf, so findet man, wie wenig Neues seit den ersten Zeiten in dieselben hineingekommen ist. Oft haben sie nur den Namen verändert, und man glaubt etwas anders zu thun, weil man etwas anders dabei dachte oder zu denken wahrte; oft erscheinen sie noch in ihrer alten Gestalt, wie

der Fackeltanz

bei den Hochzeitfesten der Könige und Fürsten.

Es würde mich hier zu weit führen, von dem mannigfaltigen religiösen Gebräuchen der Fackeln bei den Festen, bei der Schlachten der Griechen und Römer; bei der Taufe, den Geburtstagen, bei Hochzei-

ten und Begräbnissen, dem Osterfeste, beim Messlesen, bei öffentlichen Kirchenbußen, feierlichen Processionen, u. s. w. der ersten Christen zu reden.

Aus der hochzeitlichen Feier der Griechen und Römer wissen die Leser schon, daß dem Hymen zu Ehren die Braut mit der unzertheilbaren Zahl von fünf Fackeln tanzend in das Haus ihres Bräutigams geführt wurde.

Dieser Fackeltanz herrschte eine Zeitlang auch bei dem hochzeitlichen Zeremoniel der ersten Christen, verschwand darauf, und fand dann wieder unter der Etiquette des byzantinischen Hofstaats, den der erste christliche Souverain auf das glanzendste einrichtete, eine förmliche Aufnahme. Seit dieser Zeit ist er das Vorrecht der fürstlichen Vermählungen geblieben. Indessen erhielt er in den Ritterzeiten einen neuen

Glanz. Wenn nach geendigem Tournoi die Dame dem siegenden Ritter den Preis überreicht hatte, so tanzte sie triumphirend und allein mit ihm, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln.

Am Hofe zu Berlin ist der Fackeltanz bei Vermählungsfeierlichkeiten noch üblich. Er besteht in weiter nichts, als dafs beim Beschluß der Feier des Vermählungstags das Brautpaar nebst allen Anwesenden unter Trompeten- und Paukenschall und anderer Musik langsam einhertreten, wobei denn die Staatsminister die Fackeln tragen.

Inhalt.

Erster Theil.

Das Titeltupfer, ein Gemälde nach Jacobi. Seite I

Dichtungen der Griechen über Ursprung und Eigenschaften der Liebe. 2

Plato's Offenbarung aus den Mysterien der Philosophie der Liebe. 17

Nähere Entwicklung des Wesens der Liebe. 41

Genius der Liebe älterer Nationen. 64

Griechen. 67

Römer. 72

Ritterzeiten und Mittelalter.	-	-	Seite 94
Der Bettsprung.	-	-	- 131
Frühzeit.	-	-	- 130
Minnelieder.	-	-	- 137
Letztlebende Nationen.	-	-	- 146
Lappländer.	-	-	- 147
Esten.	-	-	- 156
Lotten.	-	-	- 161
Morduanen.	-	-	- 166
Tataren in Sibirien.	-	-	- 168
Kamtschadalen.	-	-	- 173

Zweiter Theil.

Neuere Griechen.	-	-	Seite 1
Türken.	-	-	- 6
Perser.	-	-	- 9
Beduinen.	-	-	- 13
Hindus.	-	-	- 17

Geist der Liebe unter den Morgenländern. Seite 35

Die Georgierin.	-	-	-	48
Macassen.	.	.	.	59
Philippiner.	.	.	.	61
Siameser.	.	.	.	62
Javaner.	.	.	.	64
Formosaner.	.	.	.	65
Das Verbrennen der indischen Frauen.	.	.	.	67
Die Sineser.	.	.	.	82
Japaneser.	.	.	.	90
Mauren.	.	.	.	95
Neger in Senegambien.	.	.	.	103
— auf Sierra-Leona.	.	.	.	110
— auf der Goldküste.	.	.	.	117
— in Kongo und Loango.	.	.	.	129
Hottentotten.	.	.	.	139
Arrakanesen.	.	.	.	151
Nordamerikaner.	.	.	.	156

In Kanada.	.	.	Seite 139
Pennsylvanien.	.	.	- 141
Auf Terraforma.	.	.	- 142
Indianer in Guinea.	.	.	- 145
— Quito.	.	.	- 149
Die Sabbäer.	.	.	- 150
Mordaken.	.	.	- 151
Wallachen.	.	.	- 161
Serben.	.	.	- 173
Holländer.	.	.	- 178
Herrnhuter.	.	.	- 191
Juden.	.	.	- 199
Der Brautring.	.	.	- 206
Der Brautkranz.	.	.	- 215
Das Bräutigamshemd.	.	.	- 219
Der Fackeltanz.	.	.	- 229

